

## 6. Kindheit & Jugend

### »The racism of people who love you« (Samira K. Mehta)

---

Das sechste Kapitel stellt die prägenden Erfahrungen mit MRP und ihre affektiven Dimensionen in Kindheit und Jugend vor. Dieser Vorstellung soll ein Zitat von Samira K. Mehta vorangestellt werden, und zwar aus ihrem Essayband »The racism of people who love you. Essays on mixed race belonging«. Sie schreibt:

»The racism that hurts me the most is not the racism that scares me the most. It's not the racism [...] that makes me fear for my safety. Rather, it's the racism of people who love me, the racism that I don't know how to see, or talk about, or name, and that because I can't quite name it as racism, it often ends up making me feel crazy« (Mehta 2023, 8).

Wie Mehta prägnant zusammenfasst, wirkten sich auch auf meine Gesprächspartnerinnen die Erfahrungen innerhalb der eigenen Familie multi-rassifiziert und als *Andere* re-produziert zu werden, besonders verletzend auf sie aus. Wie Mehta schreibt, war es auch für die Frauen äußerst schwer diesen Rassismus überhaupt zu erkennen oder zu benennen. Mit dem Alter fiel ihr eigener Blick auf ihre Familien ebenfalls rassifizierend aus. Daher beginne ich das Kapitel mit MRP im Raum Familie. Danach folgen Erlebnisse mit vertrauten Personen in den Kontexten Kindergarten, Grundschule und auf den weiterführenden Schulen. Das Kapitel endet mit MRP in Alltagsbegegnungen »auf der Straße«, mit einem Fokus auf sezierende Blicke auf die Frauen als Mädchen und Jugendliche und ihre Familien. Die Lebensphasen Kindheit und Jugend werden so ausführlich präsentiert, da die Sozialisierung in Bezug auf MRP und den dazugehörigen *Gefühlsordnungen* in den frühen Lebensphasen von meinen Gesprächspartnerinnen als besonders prägend wahrgenommen wurde und damit die Herausbildung von *Emotionsrepertoires* und die weitere Ausgangslage für den Umgang mit MRP im Erwachsenenalter bildeten.

## 6.1 In der Familie

### »Wir sind Aliens!« (Clara)

In der Familie als *anders* wahrgenommen zu werden, gehörte zu den gewöhnlichsten, aber mitunter verletzendsten Erfahrungen der Frauen<sup>1</sup> (vgl. Mysorekar 2016, 167f.). Clara ordnete folgende Erinnerung im Kontext einer Feier seitens ihrer italienischen Familie ein, bei der ihr implizit mitgeteilt worden war, nicht ›richtig‹ italienisch und daher nicht ›richtig‹ zur Familie zu gehören, was sie sehr verletzt hatte. Im Anschluss sprach sie mit ihrer Schwester darüber:

»Ich weiß noch-, ich hab mit meiner Schwester geredet [...] sie wollte mich trösten oder so-, aber sie hat gesagt: ›Ja, aber Clara! Wir sind Aliens! Du kannst es nicht erwarten, wir sind halt Aliens!‹ Und man denkt so-, what the fuck! Man muss zu Außerirdischen gehen, weil wir nicht das Vokabular haben, um unsere Existenz in Worte zu fassen?! Wie krank ist das denn, dass man sich selbst irgendwie als außerirdisch sehen muss!!!« (Clara, Jun. 2020).

Clara fügte ihrer Erinnerung hinzu, dass sie sich grundsätzlich in ihrer Familie väterlicherseits immer wohlfühlt hatte und dies auch bis heute tat. Unterschwellig blieb ihr jedoch immer ein Gefühl *anders* zu sein und dass sie aufgrund dessen von ihren Großeltern entweder bevorzugt oder aber auch weniger gemocht wurde als andere Enkelkinder, die mono-rassifiziert waren. Die Gleichzeitigkeit in der Familie ein- und ausgeschlossen zu sein, erschwerte es Clara, damals ihre Wut, Trauer und Verletzung als solche zu erkennen und ernst zu nehmen. Ihre Verletzung war allerdings nicht für die Familie wahrnehmbar. Aus mono-rassifizierter Sicht verfügte Clara selbstverständlich über keine italienische Zugehörigkeit, weshalb es aus dieser Perspektive auch nicht wahrnehmbar erscheinen mochte, wie verletzend sich dieser Ausschluss auf Clara auswirkte. Damals hatte Clara es zwar als tröstend empfunden, dass ihre Schwester die Situation für sie so einordnete, es nicht von ihrer Familie erwarten zu können als zugehörig betrachtet zu werden. Gleichzeitig war Clara heute, viele Jahre später, absolut entrüstet darüber, über kein Vokabular für die familiären *Othering*-Erfahrungen und für die eigene familiäre Position zu verfügen, außer sich so fern wie möglich vom Menschlichen, hin zum Außerirdischen zu bewegen, was sie zum Ende unseres Gesprächs sehr traurig stimmte.

Große Familientreffen, so wie Clara sie beschrieb, waren für viele Frauen ein Lebensbereich, der zeitgleich als schön und herausfordernd beschrieben wurde. Nadja z. B. dachte gerne an diese Treffen aus ihrer Kindheit zurück. Jedoch bemerkte sie im Erwachsenenalter, dass sie und ihr Bruder auf den Familienfotos immer sofort erkannt wurden, da sie die Einzigen waren, die »nicht blond« waren. Auch ihre koreanische Mutter beschrieb sie generell bei diesen Familientreffen väterlicherseits als Alien. So herauszusteichen, empfand sie heute als unangenehm:

1 Diese besondere Intensität des Schmerzes bestätigten auch die Expert\*innen Alissa Paris, Dr. Min-sung Kim und Ji-eun Park, mit denen ich für diese Arbeit sprach. Sie verwiesen zusätzlich darauf, dass familiäre *Othering*-Praktiken auch durch die nachfolgenden Generationen gegenüber ihren rassifiziert marginalisierten Elternteilen ausgehen können – wie auch in dieser Arbeit später ersichtlich wird – und sehr schmerzhaft wirken.

»Letztes Jahr war eins dieser Treffen und irgendwie habe ich mich nicht so wohlgefühlt-, ich wusste nicht warum (Pause) (seufzt) ich hab mich nicht fehl am Platz gefühlt, aber ich hab mich auch nicht mehr direkt mit denen verbunden gefühlt und ich weiß nicht woran's liegt, weil eigentlich hat sich nichts geändert-, ich glaube das Einzige was sich geändert hat, ist meine Selbstwahrnehmung (lacht) es gibt ganz viele Familienfotos, Gruppenfotos-, meine Mutter geht schon seit paar Jahren nicht mehr zu diesen Treffen und ich hab nie gefragt wieso, aber so langsam-, vielleicht versteh ich's doch, weil (Pause) ich weiß nicht, du guckst diese Fotos an und ich stech' raus wie sonst was!!! Also, aaalle in meiner deutschen Familie sind blond, haben helle Augen, blau, grün, was weiß ich, ich sitze an einem Tisch mit anderen Familienmitgliedern und ich seh' aus als- (lacht) als wäre ich von 'nem andern Clan so, ne?! (lacht) Irgendwas daran stört mich« (Nadja, Nov. 2020).

Nadja überlegte, ob ihr heute vernommenes Unwohlsein mit ihrer Beschäftigung mit Rassismuskritik zu tun hatte. Durch diesen neuen Blickwinkel ordnete sie *Othering*-Erfahrungen in der Familie neu ein und konnte Gefühle benennen, für die sie vorher keine Begriffe hatte, die in ihrer Summierung ein immer größeres Gewicht erhielten. Im Gegensatz zu Marginalisierungserfahrungen in Relation zu fremden Personen verstärkte sich ihr Unwohlsein zusätzlich, da sich die Erfahrungen in ihrer Familie sammelten. Nadja fügte ihrem Gefühl der Entfremdung in der Familie schließlich folgende Erkenntnis hinzu: »Wenn die [Verwandten] dich jetzt nicht kennen würden, wärst du auch die Asiatin, ne? Also (lacht kurz) die würden dich ja auf der Straße nicht anders sehen, so denke ich dann immer«. Den eigenen Verwandten wie Aliens zu erscheinen, erfuhr ein Großteil der Frauen. Olivia wurde in Südkorea gerne von ihren Cousinen den Nachbarskindern auf dem Spielplatz präsentiert. Im Gegensatz war es Go-eun zufolge, ihrem Cousin in Südkorea eher unangenehm seinen Freund\*innen Go-euns Anwesenheit erklären zu müssen. Go-eun erinnerte sich, dass ihre Exotisierung sich wie auf ihren Cousin dabei zu übertragen schien. Melina erzählte, wie sie von ihrer Verwandtschaft in Südkorea und Deutschland gerne mit berühmten Personen verglichen wurde: »Meine koreanische Cousine war immer der Meinung, ich sähe aus wie Olivia Hussey-, und andere Verwandte [in Deutschland] verglichen mich mit Minh-Khai-, man hat das Gefühl man wird immer auf das Fremde reduziert (lacht) alles, was der anderen Kultur fremd ist«. Miriam hingegen erinnerte sich an das Mitleid ihres Onkels, dass sie ja so »zerrissen« sein müsse:

»[Mein Onkel] hat uns auch mal in Deutschland besucht und vielleicht hat er dann so dieses Feeling bekommen, naja, so richtig deutsch sind sie nicht, aber richtig koreanisch sind sie auch nicht und dann kam so dieses Mitleid, mein Gott, jetzt-, die hängen da irgendwo dazwischen (lacht) [...] So-, ach das arme Kind, hat so 'ne Zerrissenheit [...] also, ich fühl mich nicht zerrissen (lacht)« (Miriam, Mai 2021).

Von der Familie als »zerrissen« wahrgenommen zu werden – was an die Figur des »marginal man« erinnert – oder rassifizierte Zugehörigkeiten abgesprochen zu bekommen, sorgte für komplizierte Gefühle bei den Frauen. Die dabei zunächst erspürte Irritation oder ablehnende Haltung wurde teils in ihrem weiteren Erfühlen oder Ausdruck verhindert, da die Frauen auch Verständnis für die MRP ausdrückten bzw. die *Othering*-Prozesse nachvollziehen konnten, da sie sich ebenfalls als »faktisch« anders-aussehend be-

trachteten. Interessant waren daher die Gefühle, die durch die *Story completion method* zu Tage traten. Von der Familie in der Kindheit abgesprochen zu bekommen, »richtig« koreanisch, deutsch, italienisch etc. zu sein, handelte auch eine der Schreibaufforderungen. Darya wählte die Geschichte aus, da sie »sofort« das Bedürfnis hatte, das Kind bzw. die Protagonistin gegen die Verwandten »verteidigen« zu wollen. Aus dieser neuen Perspektive, die Darya als »Erzählerin« einnahm, erschien ihr das *Othering* des Kindes als zweifellos verletzend, weshalb sie es in Schutz nehmen wollte. Dies gestaltete sich jedoch in ihrem Leben für sie selbst als weitaus schwieriger aus. Die stetige Verortung aus der eigenen Familie heraus, erzeugte in einigen Frauen die starke Sehnsucht danach, sich in ihrer Familie wiedererkennen oder »einmal in der Schar untergehen« zu wollen, so wie Linda meinte:

»Bei mir war's immer so-, ich hab aalle Fotoarchive durchfoorstet, weil ich gedacht hab, ich muss doch irgendwann mal wen finden, wo ich sag, Ah! Da!! Daaa is'es doch ganz klar zu erkennen, das hab ich von Tante Hildegard oder was weiß ich! Und dann wird dir natürlich irgendwann klar, das ist nicht möglich, weil-, ich bin die Erste in diesem Stammbaum, die zwei komplett unterschiedliche Kulturen und zwei unterschiedliche Aussehenstypen miteinander verbindet, es ist unmöglich! [...] Es ist wie meine Mutter sagen würde 'en neuer Mix [...] aber ja-, dieses Gefühl, ich möchte sichtbar sehen, dass ich da und da herkomme und dass da die Leute so aussehen wie ich« (Linda, Mai 2021).

Lindas jahrelange Erfahrungen mit MRP, die sie immer wieder aus ihrer Familie heraus verorteten, verfestigten in ihr die Ansicht, dass es unmöglich sei, sich in ihren Vorfahren wiedererkennen zu können. Diese durch Rassismus hervorgebrachte Verunmöglichung einer rassifizierten Zugehörigkeit zur Familie konnte sich dazu entwickeln, auch die eigene Familie als »fremd« zu empfinden. So tauchte der Begriff Aliens nicht nur in Bezug auf die Körper der Frauen, sondern auch bzgl. ihres eigenen Blicks auf ihre Familien auf, der sich mit zunehmendem Alter zu formen begann. Sarah z.B. zeigte mir bei einem Treffen ein Foto ihrer Urgroßeltern in Nordkorea. Dabei erzählte sie, was sie beim ersten Anblick dieses Fotos gefühlt hatte:

»Das fand ich so schräg, weil-, ist ja schon älter, da musste man auch so lange sitzen, bis man ein Foto schießt. Und da saßen sie im traditionellen koreanischen Kostüm [...] und der 할아버지 (Halaboji, Großvater) saß da-, ganz respektgebietend [...] es war mir so fremd, wie kann-, wie können das meine Urgroßeltern sein?? Das ist mir sowas von fremd! Wie Aliens sieht das für mich aus, dachte ich damals« (Sarah, Jun. 2021).

Es stellte eine gängige Erfahrung für die Frauen meiner Forschung dar, deren Lebensmittelpunkte in der Kindheit in Deutschland lagen, die koreanischen Elternteile oder auch Korea als Ort als *anders* zu empfinden. Nora erinnerte sich an eine ihrer ersten Reisen nach Südkorea, als sie zehn Jahre alt war: »Da haben wir natürlich viele Verwandte besucht und es war für mich wirklich eine sehr, sehr fremde Kultur [...] ich dachte nur, das bin ja irgendwie nicht ich, aber es ist ja irgendwie ein Teil von mir, aber irgendwie auch nicht«. Für einige galt dieses »fremde Gefühl«, wie Nora es weiter beschrieb, auch bzgl. ihrer koreanischen Elternteile. Sich für diese zu schämen und die koreanische Herkunft insbesondere während der

Pubertät abzulehnen bzw. als *weiß* deutsch zugehörig betrachtet werden zu wollen, war heute für viele ein schmerzvolles und schambesetztes Thema. Ivana hatte den Mut diese Thematik in der Forschung zu vertiefen, auch wenn sie diese als »Feld von Sprachlosigkeit« bezeichnete. Sie führte aus:

»Es ist tatsächlich-, wenn ich jetzt ganz ehrlich- [...] dass ich mich auch manchmal um meine Mutter schäme [Pause] das ist schmerzhaft, aber- (Pause) dass ich schon das Gefühl hab, oh, ich bin so deutsch, dass ich das internalisiert hab (Pause) dass ich denke, oh Gott, meine Mutter ist wieder so peinlich [...] das ist auch 'n Klassismus, der bei uns 'ne Rolle spielt, ich muss jetzt an 'ne Situation denken, wo wir bei 'nem klassischen Konzert waren [...] meine Mutter hat dann an 'ner ganz leisen Stelle (lacht) hat sie knisternd so'n Bonbon ausgepackt und ich so, ohrrr Mama, wieso ausgerechnet jetzt?! Da merk ich-, kommt bei mir sofort Scham hoch, oh Gott, wir fallen total auf [...] wenn ich früher mit meiner Mutter Bus gefahren bin, hatte ich immer Angst aufzufallen-, ich hab auch gespürt, dass meine Mutter auch Angst hatte aufzufallen und deswegen war dieses-, bloß anpassen, bloß- (Pause) nicht so auffällig sein, sich nicht so sehr zu zeigen geben (Pause) das ist glaub ich schon drin! Vielleicht aber auch so 'ne Verschränkung-, wie 'ne Frau zu sein hat« (Ivana, Feb. 2021).

Ivana ergründete im Gespräch vielerlei Faktoren, die in ihrer Verschränkung zu einer schmerzhaften Scham in Hinsicht auf ihre Mutter geführt hatten, wie ihr eigenes ›Deutsch-Sein‹, Klassismus und sich als nicht-*weiße* Frau möglichst anpassen und nicht noch weiter auffallen zu wollen. Den Schmerz, den diese Scham auslöste, beschrieb sie so:

»Man fühlt sich halt fast so'n bisschen rassistisch, ne, dass man selber den Rassismus in sich weiterträgt und auch weitergibt sogar. Das ist natürlich auch 'n hässliches Gefühl, wo man selber sich schuldig dafür fühlt [...] hab dann immer-, dass ich mich danach total erschrecke, dass ich denk, oh Gott, wie hässlich! Warum verhältst du dich so?! Das gibt mir dann schon sehr zu denken [...] es ist halt so'n Feld von Sprachlosigkeit, ne? Ich glaube, ich hab immer gedacht es liegt daran, weil [meine Mutter und ich] so'n schwieriges Verhältnis haben-, hab's nicht so unter dem Punkt der Rassifizierung gesehen, ne, dass das halt so krass internalisiert ist« (Ivana, Feb. 2021).

Das »Feld von Sprachlosigkeit«, das Ivana hier dennoch so eindrücklich beschrieb, bestand aus ihrem Erschrecken über ihren internalisierten Rassismus gegenüber ihrer Mutter, was sie als »hässliches Gefühl« beschrieb. In ihrer Kindheit und Jugend betrachtete Ivana jedoch das täglich eigens erlebte *Othering* v.a. als ihr Verschulden und damit auch ein Stück weit das ihrer Mutter (vgl. Palmer 2017, 47). Infolgedessen richtete sich die Wut über die täglichen Ausschlüsse gegen die Mutter, die bei ihr das negativ rassifizierte Elternteil darstellte:

»Es ist natürlich so, dass man ja auch gehänselt wurde als Kind, ne [...] aber dass man da auch eher so sauer auf die Mutter- (Pause) warum sie denn nicht normal ist, ne, oder dass man jetzt sozusagen das Problem an der Backe hat und dass man doch eigentlich lieber anders sein möchte [...] hatte ja vorhin meine Freundin genannt, die ein afro-deutsches Kind hat [...] Diese Freundin, sie kann 'ne ganz andere Schutzfunktion

einnehmen, ne, also, die sieht diese Rassismen, sie geht aktiv dagegen vor, sie informiert sich, sie stellt sich vor ihr Kind, und das ist etwas, was meine Mutter niemals hätte machen können (lacht kurz ironisch auf/atmet heftig aus), weil sie sozusagen selber schutzlos war und sprachlos auch, komplett sprachlos!« (Ivana, Feb. 2021).

Die Freundin, die Ivana hier nannte, konnte als *weiße* deutsche Frau auf ganz andere Weise ihr Kind in Schutz nehmen, als dies ihre Mutter hätte tun können, was Ivana gerade in diesem Kontrast schlagartig zu affizieren schien. Diesen Schutz hätte sie nicht von ihrer Mutter erwarten können, da die Mutter selbst Schutz vor rassistischen Strukturen benötigte, während ihr *weiß* deutscher Vater diese Thematik verdrängte, wie sie weitererzählte.

Schließlich wurden die Geschwister von meinen Gesprächspartnerinnen häufig thematisiert. Aus Platzgründen kann nicht ausführlich auf die vielen Erzählungen in Bezug auf die Geschwister eingegangen werden. In den Gesprächen ging es aber oft darum, wie die Körper der Geschwister durch Außenstehende, aber auch durch die Frauen selbst, miteinander verglichen wurden, z.B. wer mehr oder weniger koreanisch aussehen würde. Ein weiteres Thema war die Geschwisterbeziehung selbst und inwiefern Erfahrungen mit MRP und Rassismus untereinander besprochen oder sich gegenseitig Halt gegeben werden konnte, was äußerst unterschiedlich ausfiel. Wenn keine Form von Zusammenhalt in Rassismuserfahrungen bestand, stellte es für die Frauen eine zusätzliche Hürde in der (An-)Erkennung ihrer eigenen Gefühle dar, da ihre Geschwister häufig die einzigen Personen in ihren Familien und/oder Lebenswelten darstellten, die die multi-rassifizierte Positionierung teilten. Die Sezierung der Frauen fand demnach in den frühen Lebensphasen v.a. innerhalb der Familie statt, was sowohl die Affekte in MRP als auch das eigene Körperbild stark formte (vgl. Haritaworn 2012, 67f.). Hiernach setzten sich die MRP über den Familienkreis hinaus im Kindergarten- und Schulkontext fort.

## 6.2 Im Kindergarten & in der Grundschule

»Da wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich anders bin« (Melanie)

Ab dem Kindergartenalter konnten nahezu alle Frauen ihre ersten bewussten Erinnerungen abrufen, von ihrer Umwelt als *anders* kategorisiert zu werden (vgl. Madubuko 2017, 801). Ausnahmslos alle Zeugnisse glichen sich darin, von anderen Kindern spezifisch anti-asiatische rassistische Beleidigungen zu erhalten. Hiernach wurde in allen Fällen genannt, zuerst verwirrt gewesen zu sein, dass die anderen Kinder so auf ihre Körper reagierten. Nora sagte z.B.:

»Ende des Kindergartens, als dann so blöde Sprüche kamen, und ich das erste Mal gar nicht verstanden hab, was da eigentlich passiert ist (lacht) [...] es gab so-, mit diesem-, meine Mutter ist Chinese (nimmt Zeigefinger und deutet an, diese an die Außenseite der Augen zu legen und nach oben zu ziehen) und mein Vater Japaner (zieht Finger nach hinten in Richtung Schläfen) und ich bin ein Mischling (zieht Finger nach unten zu den Wangen), immer diese doofen Sprüche und da habe ich mir immer gedacht (Pause) was hat das mit mir zu tun?!« (Nora, Jun. 2020).

Auch für Melanie änderte sich ihre Selbstwahrnehmung schlagartig an einem Kindergarten tag, an dem ihre Augen von anderen Kindern herausgestellt worden waren. Als sie an dem Tag nach Hause kam, erinnerte sie sich konkret daran, für lange Zeit in den Spiegel geschaut zu haben. Wie das Zitat im Titel angibt, wurde ihr da zum ersten Mal bewusst »anders« zu sein:

»Als ich dann nach Hause kam und in diesen großen Spiegel gestarrt hab-, Ah! Okay! Jetzt fällt's einem wie Schuppen von den Augen [...] irgendwie ist mir das als echte Erinnerung zurückgeblieben [...] ich weiß, dass niemand anderes aus meiner Familie diese Geschichte kennt oder erzählen könnte, deshalb bin ich mir fast sicher, dass ich sie so erlebt habe [...] dass ich da gemerkt hab, Ah! Irgendwie anders und ich kann es auch nicht verändern [...] das ist irgendwie nichts, was man dann ablegen kann, sondern (Pause) das ist irgendwie fest (lacht) ja« (Melanie, Mär. 2021).

Melanies frühe Feststellung über ihren Körper als »Ah! Irgendwie anders und ich kann es auch nicht verändern« ist ein starkes Indiz, wie sie das rassifizierte *Othering* im Kindesalter als »naturegegeben« verinnerlichte. Ihre anfängliche Verwirrung über die Reaktion der Kinder auf sie, hing aber noch mit einem weiteren Grund zusammen. Sie erzählte weiter:

»Also, die totale Verwirrung-, warum jetzt gerade ich? (Pause) Auch in so 'ner KiTa-Umgebung, wo ganz viele Kulturen und auch wirklich ganz viele äußere Erscheinungen zusammenkamen [...] Verwirrung dann zu Hause, wirklich zu verstehen-, weil meine Eltern ja getrennt-, dann auch nochmal weniger Reflexionsfläche glaub ich hatte, weil-, nur auf meinen Vater bezogen hat sich diese Frage nicht beantwortet, aber [...] das dann zusammenzulegen zu meiner Mutter [...] da ist sozusagen der Groschen erst gefallen, so, Ah! (Pause) Daher kommt das!«.

Melanies Wortwahl, dass ihr ihre Rassifizierung wie »Schuppen von den Augen« bzw. als »Groschen« bei ihr gefallen waren, verweisen auf die Re-Produktion einer biologischen Rasse-Definition. Melanie erlernte im Kindergarten, dass sie und ihre Mutter für ihr *Anderssein* verantwortlich waren, nicht ihre Außenwelt. Auch Eva erzählte mir von der anfänglichen Verwirrung von anderen Kindern so behandelt zu werden. Sie erinnerte sich, dass sie fest davon überzeugt war, nicht anders auszusehen als die anderen gleichaltrigen Kinder. Mit ca. 10 Jahren sagte sie, dass sie »dann plötzlich auch das Andere« an sich gesehen hätte, wenn sie in den Spiegel schaute: »Als ich dann das Fremde in meinem Gesicht erkannt hatte, wurde das in-den-Spiegel-Schauen fast wie eine Sucht, nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich ergründen wollte, waaas dieses Fremde in meinem Gesicht ist«. Weiter führte sie aus, dass es einen »Kippmoment« gegeben haben musste, an dem sie sich »objektiv als eine asiatisch oder gemischt aussehende Person« wahrnahm<sup>2</sup>. Evas Erleben demonstrierte nochmals mit aller Deutlichkeit die Internalisierung von MRP auf sich und ihren Körper bezogen.

2 Markant ist in Melanies und Evas Zeugnissen das Motiv des Spiegelbilds. Dieses Motiv tauchte immer wieder in der Forschung auf. Linda nahm die Sezierung – vornehmlich ihres eigenen Gesichts – auch heute im Spiegel vor. Sie meinte: »Immer, wenn ich in den Spiegel gucke, sehe ich so drei Versionen von mir selber, ne? Ich gucke und denke mir so, okay, das und das ist asiatisch und dann guck ich nochmal und denk mir, okay, eigentlich sehe ich ja doch ziemlich deutsch aus, und dann guck ich noch mehr, und dann weiß ich gar nicht mehr so, was ist jetzt eigentlich« (Linda, Nov. 2020). Linda erzählte weiter, dass sich

Wie auch bei den anderen zuvor zitierten Gesprächspartnerinnen wandelte sich Evas anfängliche Verwunderung über die rassifizierte Aufrufung ihres Körpers zur eigens vorgenommenen Sezierung ihres Spiegelbilds, was sich über den Lebensverlauf verfestigte. Jedoch ging die besondere Aufmerksamkeit für die Körper im Kindesalter neben Gleichaltrigen auch von Erziehenden aus, wie Sigrid von ihrer Mutter erfuhr:

»Was in meiner frühen Kindheit passiert ist, gehört tatsächlich in die DDR-Zeit und in diesen räumlichen Kontext, also Dorf, wo wir lebten [...] eines Nachmittags, als [meine Mutter] mich abholte, da waren die Kinder schon alle eingepackt und zum Abholen fertig gemacht, da hatte sie mitbekommen, dass die Erzieherinnen sich 'n Spaß draus gemacht haben und die ausländischen Kinder fotografiert haben, die haben die alle zusammengesetzt und 'n Foto gemacht [...] das fand sie nicht gut, ne, das fand sie nicht gut, dass ohne ihr Einverständnis die exotischen Kinder fotografiert wurden. Ob das jetzt den Erzieherinnen so klar war, dass sie sich da eigentlich 'n bisschen vergreifen [...] wo ich denk, na, das würde jetzt 'nem ganz normalen europäischen Kind nicht passieren, ne, ohne unseren Willen da fotografiert-, ich kenn das Foto übrigens nicht (lacht) wär ja mal interessant« (Sigrid, Mai 2021).

Die von Sigrid beschriebene Sensationslust der Erziehenden galt ausschließlich den »exotischen« Kindern, was mit einer fotografischen Aufnahme ausgedrückt wurde. Auffällig war in Sigrids Zeugnis die ringende Einordnung dieses Ereignisses. Einerseits nahm Sigrid zu Beginn ihrer Erzählung einen relativierenden Ton ein, indem sie die Handlung der Erziehenden in den zeitlichen und lokalen Kontext einordnete. Andererseits betonte sie mehrfach, dass das Verhalten der Erziehenden als übergriffig zu bewerten sei. Sie erkannte dabei an, dass die Sensationslust keinem »ganz normalen europäischen Kind« gegolten hätte. Jedoch schlug die Sensationslust, die die Gesprächspartnerinnen als multi-rassifizierte Kinder zu erwecken schienen, zuweilen auch in Ablehnung um. Hanni wusste Geschichten von ihrer Mutter aus ihrer kurzen Kindergartenzeit in Südkorea: »Meine Mutter hat erzählt, dass kein Kind meine Hand nehmen wollte beim Tanzen, die hatten alle Angst vor mir, weil ich anders aussah«. Rosa wiederum verfügte noch über eigene Erinnerungen an ihre Vorschulzeit in Südkorea:

»Ein Junge hat mich jeden Tag das Gleiche auf Koreanisch gefragt und ich hab es nicht verstanden, bis ich meine Mutter gefragt hab und sie meinte, kannst du auf Englisch bis zehn zählen? Und das konnte ich natürlich (lacht) und hab das dann, glaube, das halbe Jahr jeden Tag gemacht [...] ich hab da wirklich Erinnerungen dran [...] mit diesem Anfassen auch so'n bisschen und dass meine Mutter oft gesagt hat, ich kann euch nicht mitnehmen zum Einkaufen, weil der Preis geht sofort nach oben, weil ihr europäisch aussieht und die Leute denken, ich hab mehr Geld als die anderen, also-, wir mussten dann oft zu Hause bleiben« (Rosa, Aug. 2020).

Rosa zählte in ihrem Zeugnis mehrere Praxen und Konsequenzen von MRP während ihrer Kindheit auf. Einerseits wurde sie in der Vorschule jeden Tag aufs Neue als *anders*

---

diese Sichtweise auf ihr Gesicht automatisch einstellte und sie diese sozusagen nicht mehr nicht anwenden konnte.

markiert und wollte aufgrund dessen von ihrer Umwelt befragt oder angefasst werden. Andererseits schlussfolgerte ihre Mutter daraus, besser ohne ihre Kinder einkaufen zu gehen, da dann die Einkaufspreise »*sofort nach oben*« gehen würden. Multi-rassifizierte Körper erschienen in diesen Begegnungen wie faszinierende, seltene oder auch abzulehnende Objekte, die von mono-rassifizierten Menschen nach Belieben angestarrt, angefasst und beurteilt werden konnten. Die Konsequenzen ab dem Kindergartenalter ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, als *anders* kategorisiert zu werden, waren vielfältiger und subtiler, aber hauptsächlich negativer Natur. Bei Eva löste es eine »*Schwellenangst*« bis ins Erwachsenenalter aus, die sie so erklärte:

»Ich weiß nicht, ob ich da drunter gelitten hab als Kind-, ist mehr so wie so'n (Pause) jaaa, irgendwie immer so bisschen in Halb-Acht-Stellung sein, wenn man wo hingehet, wo man die Leute noch nicht kennt oder eben diese Schwellenangst, wenn ich immer irgendwo zum ersten Mal hinmusste, hatte ich immer so leichtes Bauchweh und so (Pause) das kommt daher einfach, dass die Leute halt gucken und ich nicht weiß, reagieren sie komisch oder sowas« (Eva, Apr. 2021).

Evas spezifische Angst entstand immer, wenn sie »*auf neue Gruppen von Menschen*« traf. Sie beschrieb sich dann als »*sehr nervös*«, was sich in »*Bauchweh*« oder in »*feuchten Händen*« ausdrückte, da sie sich unsicher fühlte, wie die Menschen auf sie reagieren würden. Diese Angst übertrug sich auch auf ihre eigenen Kinder bei Kindergarteneintritt, als sie Mutter wurde. Über die Angst hinaus enthielten die Konsequenzen ein geringes Selbstwertgefühl, Selbsthass und jahrelange Abwertungen des eigenen Körpers, was Hanni so beschrieb:

»Ich wollte immer blond sein und blaue Augen haben, ich hab so in meine Bilderbücher geweint-, wenn es hieß, was wollt ihr später mal werden, waren meine Figuren alle blond und hatten riesengroße blaue Augen, weil ich einfach nur dazugehören wollte, so sein wollte wie die anderen und nicht aus der Masse hervorstechen« (Hanni, Mai 2021).

Hanni kämpfte aufgrund von rassistischen Ausschlusserfahrungen während ihrer Schulzeit lange damit, nicht als ostasiatisch wahrgenommen werden zu wollen, womit sich die Scham durch das *Otherring* auf sie selbst übertrug. Auch bei Tamia zeigte sich dieses Muster. In der Kindheit immer wieder rassistisch ausgeschlossen zu werden, hatten nach ihr »*Selbsthass*« und eine »*sehr starke Selbstkritik*« zur Folge gehabt. Sie erzählte dazu:

»Ich bin mal in so'n Ballettunterricht gegangen und dann bin ich natürlich nicht als blondes-, sondern-, weißte so-, also, das fällt einem schon als Kind auf und man wurde natürlich auch anders behandelt [...] ich hatte nie die Souveränität das auch mit meiner Mutter zu teilen [...] ich hab's dann natürlich immer total auf mich bezogen (lacht) also, die Natürlichkeit das abzuwehren und zu sagen, boah, ist total fies und ungerecht und man erzählt das am Abendbrottisch und die Eltern verteidigen einen, das gab's nicht, ne? Also, es war natürlich sofort klar, dass ich schuld war, es liegt quasi an einem selber,

ne, also auch wieder dieser Anpassungsdruck oder dieses, naja, du passt dann da nicht genau rein, also in dieses Setting« (Tamia, Okt. 2020).

Tamias Rassismuserfahrungen im Ballettunterricht führten nicht dazu, das diskriminierende Verhalten als »total fies und ungerecht« abzuwehren, sondern die »Schuld« am Ausschluss bei sich selbst zu sehen. Gegen den Ausschluss aus dem Ballettraum, der Tamia nach primär von der Ballettlehrerin ausgegangen war, erfuhr sie keine Unterstützung von ihren Eltern. So hatte Tamia schon im Kindesalter verinnerlicht, dass sie weder Verständnis noch Solidarität von Vertrauenspersonen erwarten konnte. Mit ihren diffusen Gefühlen allein gelassen, verstärkte sich das Gaslighting: Tamia war »schuld«, denn sie und ihr Körper passten nicht in »dieses Setting«. Schließlich wurde ihr damals von der Ballettlehrerin nahegelegt, »doch bitte das Hobby zu wechseln«. Dies prägte Tamia so sehr, dass sie jahrelang vor dem Tanzen als Hobby zurückschreckte, obwohl sie überaus viel (Lebens-)Freude darin verspürte. Erst viele Jahre später im Erwachsenenalter fand sie den Mut das Tanzen als Hobby und Leidenschaft wieder aufzunehmen. Sich so wie heute in ihrer Wut gegen die Ungerechtigkeiten sicher und berechtigt zu fühlen, war für Tamia als Kind jedoch nicht vorstellbar gewesen.

Ab der Grundschulzeit häuften sich die Erinnerungen meiner Gesprächspartnerinnen aufgrund des fortgeschrittenen Alters. Einläutend nenne ich Claras Rückblick auf diese Lebensphase, über die sie das Fazit zog, dankbar und froh zu sein, in der Grundschule nicht ausgeschlossen worden zu sein. Ihre Aussage verwies darauf, dass es keine selbstverständliche Struktur in deutschen Schulen darstellt(e), als Schulkind vor Diskriminierung geschützt zu werden, wenn die Inklusion im Klassenverband von Glück abhängt. Claras Aussage trafen auch andere Frauen, die dafür in erster Linie den Faktor Lokalität und die Präsenz weiterer nicht-weißer Klassenkamerad\*innen hinzuzogen. So sagten Frauen, die in großen Städten Deutschlands zur Schule gegangen waren, dass sie nur »eins von vielen anders ausschauenden Kindern« waren, wie Maria es formulierte. Diese explizite Betonung jener Frauen stand für ein Bewusstsein, dass ihre Klassenzusammensetzungen von der weißen Norm an deutschen Schulen abzuweichen schienen. Ein Großteil meiner Gesprächspartnerinnen verbrachte die Grundschulzeit jedoch in kleineren Orten Deutschlands. Neben dem *Othering* durch Gleichaltrige, standen hier die Erlebnisse mit Lehrer\*innen im Vordergrund. Paula wusste noch:

»Im Schulraum gibt's so unglaublich viele Sachen natürlich-, schon in der Grundschule, wo mich meine Lehrerin-, weil immer mein Vater mich abgeholt hat [...] sie hat mich dann so ganz vorsichtig gefragt, ob ich denn adoptiert sei (lacht) und ich war so-, ich war in der Grundschule!!! [...] Das sind ja noch harmlose Sachen, aber alles zusammen getragen führt's halt immer wieder zu diesem Punkt, diese Rechtfertigung der eigenen Existenz oder die Rechtfertigung der Gefühle, dem gegenüber, dass dich andere Leute andauernd hinterfragen, warum du denn hier in diesem Raum existierst, obwohl du dich ja zu Hause fühlst« (Paula, Okt. 2020).

Paula traf hier eine entscheidende Aussage: Einzelnen betrachtet hätte sie die täglichen MRP als »noch harmlose Sachen« einordnen und damit verarbeiten können. Jedoch verursachte die Addierung dieser Erfahrungen eine konstante Entfremdung Paulas in ihrer

gewohnten Umwelt, in ihrem Zuhause, wie sie ausdrückte. Nicht nur die eigene Existenz, sondern auch die aufgrund der stetigen Infragestellung der eigenen Existenz entstandenen Gefühle immer wieder rechtfertigen zu müssen, machten diese Erfahrungen keineswegs harmlos, sondern einschneidend, gewaltsam und verletzend. Der Schulkontext war darüber hinaus ein Raum, in dem die Frauen mit jahrhundertalten kolonialrassistischen »Rassenmerkmalen« konfrontiert wurden, wie z.B. der Farbe Gelb, die seit dem 18. Jh. fest mit ostasiatisch rassifizierten Menschen im kollektiven Gedächtnis verankert ist. Dies zeigen Martinas und Sarahs Beispiele, respektive in der DDR wie BRD. Martina verblieb ein Schulfest zur Begrüßung der Erstklässler\*innen im Gedächtnis, bei dem ihre Klasse ein Lied aufführen sollte:

»Da gibts so'n-, Grün, Grün, Grün-, ach Gott, wie geht denn das-, naja, jedenfalls alle Farben [...] grün ist irgendwas mit Förster und gelb ist natürlich Chinese. Ja, auf wen fiel die Wahl bei Chinese? (lacht) Natürlich auf mich! Hatte dann so'n gelben, kurzen Krepprock an und wahrscheinlich so'n Hut und musste dann sogar tanzen und das singen [...] heute würde man sowas vielleicht schon als rassistisch betrachten, aber naja-, hab ich damals nicht so gesehen, ich hab's einfach gemacht-, ob mir das jetzt Spaß gemacht hat-, weiß nicht-, naja-, war irgendwie von der Lehrerin-, ich war so mit ihre Liebblingsschülerin, ich mochte die auch sehr-, naja, es war irgendwie so naheliegend, ich sah halt so'n bisschen so aus (lacht) da war ich eben der Chinese« (Martina, Feb. 2021)<sup>3</sup>.

Martina gehörte zu den Liebblingsschüler\*innen ihrer Lehrerin, die sie für das Fest beauftragt hatte, die Rolle »der Chinese« darzubieten. Martina mochte ihre Lehrerin. Ihr schwankendes Gefühl, ob die Handlung der Lehrerin »schon als rassistisch« betrachtet werden könnte, blieb auch daher – selbst Jahrzehnte später – in einem vagen Bereich für sie. In die Zweifel spielte daher mit hinein, dass Rassismus in Deutschland primär mit individuellen und bösen Vorsätzen verbunden wird. Im Gegensatz zu Martina wurde Sarah mit der Farbe Gelb durch einen Mitschüler konfrontiert:

»Was auch prägend war-, in der Schule war's so ein Junge, der meinte: ›Du bist so gelb wie ein Chinese«. Und dann hab ich irgendwie nicht nachgedacht und hab gesagt, weil der wurde-, beim Sport war der so knatschrot, und dann meinte ich immer: ›Und du bist so rot wie 'ne Tomate«, ne? Weiß nicht, was der will, warum bin ich jetzt gelb?! (Pause) Und dann wurde der aggressiv, ging auf mich los, aber es gab einen anderen Mitschüler, der hatte 'nen ghanaischen Hintergrund und der hat sich dann für mich eingesetzt und ist dann auf mich zugegangen (Pause) das waren dann so meine ersten Erfahrungen mit dem-, vielleicht bin ich doch 'n bisschen anders« (Sarah, Jun. 2020).

3 Lieder, die zum Willkommen von Erstklässler\*innen von älteren Schulkindern aufgeführt werden, sind auch heute gängige Praxis. Ein besonders populäres Lied heißt »Alle Kinder lernen lesen« des Pädagogen W. Topsch, das auch ich bei Einschulungen aus jüngster Zeit miterlebte. Die Liedstrophen wiederholen nicht nur kolonial-rassistische Fremdbezeichnungen, sie sprechen auch in abwertender Weise davon, dass »sogar nicht-weiß rassifizierte Menschengruppen lesen lernen (Riva 2018).

In Sarahs Fall war deutlich, dass es sich mit der Farbe Gelb um eine Beleidigung handelte. Sarah war darüber zwar verwundert und konnte mit der Farbe Gelb erst nichts anfangen. Jedoch wusste sie sofort, dass es etwas war, wogegen sie sich wehren wollte. Die rassistische Aufladung der Situation war hingegen klar für ihren anderen Mitschüler wahrzunehmen, der sich daraufhin mit Sarah solidarisierte. Das Erlebnis v. a. von nicht-weißen Mitschüler\*innen Zusammenhalt zu erfahren, blieb allen Frauen bis heute stark im Gedächtnis und wurde oft von ihnen benannt. Darüber hinaus ähnelten sich Martinas und Sarahs Erfahrungen in dem Punkt für Schulfeste exotisiert zu werden. So fiel Sarah ein internationales Schulfest wieder ein. Dafür zog sie einen 한복 (Hanbok) ihrer Mutter an, den sie auch kürzlich bei ihren Kindern im Kindergarten ausgestellt hatte. Die Reaktion ihrer Umwelt glich sich heute wie damals:

»Natürlich sind dann immer alle Leute begeistert und finden das ganz toll, dass man sowas hat [...] Ach! Wie toll, was ist das Faszinierendes- (Pause) wobei dann immer dieses- (Pause) (atmet heftig aus) etwas Fremde war-, dass ich (lacht) halt kein Koreanisch konnte und natürlich erwartet wird, sobald man das anzieht, dass man –, dann ist man halt koreanisch (Pause) sozusagen und nicht mehr deutsch, ne? (lacht) Deswegen hatte ich auch immer so'n lustiges Gefühl« (Sarah, Mai 2021).

Die Faszination der Menschen in Sarahs eigener Schulzeit und im Kindergarten ihrer Kinder, kommentierte Sarah auf belustigt-ironische Weise. Sie betonte zudem die Erwartung ihrer Umwelt, dass sie mit dem Tragen der Tracht koreanisch »und nicht mehr deutsch« zu sein schien, was sie aus ihrer Sicht aber nicht »authentisch« vorführen konnte, da die Koreanisch-Kenntnisse dazu fehlten. Sarah beschrieb dies als »lustiges Gefühl«. Viele Frauen verwendeten äußerst häufig Begriffe wie »lustig« oder »komisch«, um für sie diffuse Situationen zu beschreiben, in denen subtile Rassifizierungen stattfanden und sie sich nicht dazu berechtigt fühlten, diese als ausschließend zu werten bzw. über gar kein Vokabular verfügten, das auch weniger offensichtlichen Rassismus als verletzend einordnet. Oft zeigte aber die Körpersprache in diesen Momenten ein gegenteiliges Bild davon was als »lustig« oder »komisch« beschrieben wurde. Auch Sarah drückte körpersprachlich und mimisch aus, eher irritiert, gestresst und nicht damit einverstanden zu sein, dass beim Tragen der Tracht eine »authentisch« koreanische Performance von ihr erwartet wurde.

Schließlich wurden die Deutsch-Kenntnisse der Frauen im Grundschulkontext relevant. Sofia erzählte von verbalen rassistischen Angriffen während ihrer Schulzeit auf sie. Sie sagte dazu: »Das war verletzend und nicht fair [...] wenn sie dann aber gemerkt haben, dass ich fließend Deutsch spreche, haben die Kinder mich in Ruhe gelassen«. Sofias Erfahrung »in Ruhe gelassen« zu werden, nachdem sie bewiesen hatte, Deutsch zu sprechen, erlebten viele Frauen<sup>4</sup>. Noch ein Beispiel stellten Tamias Erlebnisse mit der Notenvergabe in der Grundschulzeit dar:

4 Dieser Umstand wurde teils auch strategisch eingesetzt. Mona erzählte davon, je nach Kontext ihren schwäbischen Dialekt zu verwenden, um ihre Zugehörigkeit auf der Arbeit, beim Einkauf oder in der Nachbar\*innenschaft schnell und effektiv kundzutun. Sie sagte: »Ich merke-, dass ich unbewusst so'n bisschen deutscher versuche zu werden, aber gar nicht, weil das verlangt wird, sondern weil ich vielleicht unbewusst das Gefühl hab, ich muss mich jetzt 'n bisschen mehr einordnen [...] weil ich vielleicht

»War generell so'n bisschen, dass anfangs immer gefragt wurde, sprichst du Deutsch-, und meine ersten mündlichen Noten waren meist dann so okay, das musste immer warten bis zur ersten schriftlichen Prüfung und dann war das immer super. Dann hatte ich im nächsten Halbjahr gleich bessere mündliche Noten [...] ich hatte das Gefühl, ich muss den Leuten erst immer beweisen-, schriftlich-, dass ich das kann, und dann plöötzlich hat sich der Eindruck geändert« (Tamia, Jun . 2020)<sup>5</sup>.

Das Zusammenspiel von Rasse und Sprache wurde in Sofias und Tamias Erlebnissen besonders deutlich. Sprache wurde jedoch nicht nur als Marker eingesetzt, um eine rassifizierte Zugehörigkeit zu demonstrieren, sondern auch sich davon zu distanzieren. So lehnten einige Frauen die koreanische Sprache mit Eintritt in Kindergarten oder Grundschule ab. Jedoch löste diese Anpassung an deutsche Institutionen das spätere Bedauern einiger Frauen darüber aus, die koreanische Sprache so vehement abgelehnt zu haben. Amelie fasste in diesem Rahmen den Verlust des Bezugs zu ihrem ›Koreanisch-Sein‹ so zusammen:

»Meine koreanische Identität glaub ich war [...] mit sehr viel mehr Scham verbunden [als meine französische Identität], was ich jetzt sehr betrauer, aber-, meine einzige Verbindung zu anderen Koreanern war die koreanische Kirche [...] es gab Kindergruppen, wo wir echt riichtig coole Sachen gemacht haben, aber ich hab mich sooo unwohl gefühlt, weil ich halt die Sprache nicht konnte und alle nur Koreanisch gesprochen haben und ich mich nicht ausdrücken konnte, ich nicht iiich seelber sein konnte<sup>6</sup> [...] noch dazu hatte ich meine beste Freundin in der Grundschule [...] obwohl sie das jetzt nicht so richtig gesagt hat, aber koreanische Kirche war halt super uncool und ihre Familie war sehr atheistisch und dann wollte ich mich [...] davon abgrenzen und auch so sein und jetzt finde ich das super schade, weil ich merke-, wie warm diese koreanische Community war (Pause) aber ich wollte mich davon sehr abgrenzen, weil, ich wollte nicht- (Pause) ich wollte weiß sein (Pause) aber ich konnte das nicht ausdrücken« (Amelie, Jun. 2020).

Die Scham über die koreanische Herkunft, in Amelies Fall im Gegensatz zu ihrer *weiß* französischen und deutschen Zugehörigkeit sowie auch zur Grundschulfreundin, entwickelte sich in den frühen Lebensphasen. Diese Scham verstetigte sich jahrelang auf

---

*versuche, dass eben nicht die Frage gestellt wird, woher kommst du [...] das so wegzulenken durch solche Mechanismen« (Mona, Jul. 2021).*

- 5 Tamias Erfahrung ist ein klassisches Beispiel von institutionalisiertem Rassismus an Schulen in Deutschland (s. z.B. Bonefeld/Dickhäuser 2018).
- 6 Ähnliches galt auch für Tanja oder Mila, die im Grundschulalter am Wochenende eine koreanische Sprachschule besuchten. Tanja sagte, dass sie und ihre Schwester schnell merkten: »*Hierhin gehören wir auch nicht*«. Mila gab eine ähnliche Wahrnehmung wieder. Zusätzlich verunmöglichten die strengen Erziehungsmethoden der Koreanisch-Lehrer\*innen das Interesse und die Motivation für den Spracherwerb. Mila sagte: »*Ich find das einfach nur schade, dass diese komischen, absolut althergebrachten Erziehungsmethoden mich eher daran gehindert haben Koreanisch zu lernen, ne? Und dass die Eltern das nicht erkennen konnten, dass das einfach nur 'ne blöde Anstalt ist koreanische Schule (lacht) vielleicht für uns Halb-Koreaner nochmal mehr, ne, weil-, man wurde da ja auch nochmal als anders wahrgenommen, diesen- (Pause) Komplex verstärkt, okay, du siehst jetzt nicht nur nicht mal deutsch aus, sondern auch nicht mal ganz koreanisch [...] das ist sicher sehr anstrengend*« (Mila, Mai 2021).

individueller Ebene bei Amelie und die ausschließenden Strukturen der mono-rassifizierten Norm in der Grundschule wie in der Kirchengemeinde konnten so gefestigt bestehen bleiben. Zur Grundschulzeit führe ich abschließend Zeugnisse von Nora und Michelle an, die in ihrer geballten Zusammenführung von Rassismuserfahrungen und den Umgang in dieser Lebensphase damit, eindringlich demonstrierten. Nora erzählte mir:

»Das war eigentlich 'ne sehr gute Freundin von mir, die sagte: ›Ja, du bist ein Mischling!‹ So! Und ich so, ja, was ist'n das jetzt?! Das klingt irgendwie so abwertend, ich fand diesen Begriff unglaublich abwertend! Ich hab dann auch meinen Vater gefragt, was sie denn damit meint, und er meinte, Mischling sagt man eigentlich zu Hunderassen (lacht) Promenadenmischung. Und das fand ich sehr-, das fand ich dann ziemlich beleidigend und hab mich dann auch echt an dem Tag richtig schlecht gefühlt und es wurde dann sogar bei der Lehrerin thematisiert, wo ich dann auch gesagt hab, nee, ich möchte eigentlich nicht so genannt werden, wobei wieder sie dann witzigerweise meinte: ›Ja, das ist ja schon die korrekte Beschreibung.‹ (Pause) Das war dann echt so-, ich mochte meine Lehrerin und die war auch irgendwie nicht böse oder so, das war so eher: ›Aber ja, wieso?! Das stimmt doch, dass sie nicht ganz deutsch oder ganz koreanisch ist! Das ist eine treffende Beschreibung!‹ Obwohl dieser Begriff extrem abwertend war!« (Nora, Jun. 2020).

Nora erinnerte sich konkret daran, von ihrer sehr guten Freundin als M\* kategorisiert und bezeichnet zu werden und wie schlecht sie sich danach gefühlt hatte. Ihrem Schmerz über diesen für sie damals schon so empfundenen »*unglaublich abwertenden*« Begriff vertrauend, befragte sie nicht nur ihren Vater dazu, sondern es kam auch zur Thematisierung bei der Lehrerin. Deutlich formulierte Nora ihre Bitte aus nicht so bezeichnet werden zu wollen. Die Antwort ihrer Lehrerin darauf hinterließ Nora sprachlos (»*das war dann echt so-*«). Ihre sofort darauffolgende Einordnung der Lehrerin als »*nicht böse*« und dass sie sie mochte, war hier wichtig. Nicht dem Gefühl der Empörung wurde während unseres Gesprächs – Jahrzehnte nach dem Erlebnis – Raum gegeben, sondern der Einordnung der Aussage der Lehrerin, die keine »bösen« Absichten gepflegt hatte. Dass für rassistische Handlungen eine solche Absicht notwendig sei oder nicht von Personen ausgeübt werden können, mit denen man sonst in einem guten Verhältnis steht, erhärteten die Verunsicherung Noras. Obwohl sich Nora damals affektiv wie auch – nach der Erklärung ihres Vaters – epistemisch im Klaren darüber war, welche abwertende Bedeutung dieser Begriff beinhaltete, war dieser für die Lehrerin zweifelsfrei eine klare, wertfreie, objektive und biologisch »richtige« Erklärung der Existenz Noras. Die machtvolle Beziehung zwischen Lehrerin und Schülerin verstärkte das Gaslighting, da die Lehrerin über weitaus mehr Deutungsmacht verfügte als Nora als Kind. Das überaus starke Fundament biologistischen »Rasse«-Denkens ermöglichte die absolute Sicherheit bei der Lehrerin bzw. eine selbstverständlich ausgeführte Ablehnung von Noras Bitte. Das Ergebnis war die Aufrechterhaltung dieses »Rasse«-Verständnisses im deutschen Schulkontext.

Das Unterkapitel abschließend nenne ich Michelles Erlebnis im Schulhort aus der Grundschulzeit. Ihre schmerzhafteste Erfahrung verdeutlichte konkret wie sich Affekte sowohl physisch als auch psychisch, akut im Moment und Jahre später, auswirken konnten. Sie erzählte:

Michelle: »Die Geschichte ist für mich total präsent-, wir haben Türdrücken gespielt (Pause) ich war auch immer voll stolz darauf, dass ich voll stark war und voll schnell und so (Pause) da waren wir zwei Gruppen von Kindern und haben die Tür gegeneinandergedrückt, die einen wollten die anderen Kinder raushalten, die anderen Kinder wollten rein und das hat voll Spaß gemacht. Und dann (Pause) sagte ein Kind auf der anderen Seite zu miiiir in dem ganzen Wust (aggressiver Ton) ›Was willst du, du Chinese?!!!‹ (lacht) und ich weiß halt, also-, im Nachhinein war's glaub ich wirklich 'n Schock, weil ich weiß, dass ich in dem Moment sooo schwach geworden bin, so körperlich, dass ich wirklich alles losgelassen habe und weggegangen bin und die Treppe runter und ich mich erstmal hinsetzen musste (Pause) und da war halt niemand, ich weiß auch nicht, wo meine Freundinnen waren [...] ich wusste auch, ich kann das zu Hause niemandem erzählen (Pause) weil die Gefahr einfach zu groß war, dass mir gesagt wird [...] da hätst'e halt das und das sagen müssen oder da darfst'e jetzt nicht so empfindlich sein (Pause) es ist für mich die bezeichnendste Erfahrung damit, dass es eine ganz schlimme Erfahrung für mich war, mit der ich halt ganz alleine war«

Alex: »(leise) ja«

Michelle: »Das tut mir so leid für das Kind, also für die kleine Michelle, meine ich jetzt (lacht)«

Alex: »Ja (Pause) ich hätte jetzt fast losgeheult, wenn ich mich jetzt nicht zusammenehmen würde (Pause) danke, dass du mir das gesagt hast, dass du dich getraut hast« (Michelle, Apr. 2021).

In der Tat hatte mich Michelles Geschichte nicht nur beim Zuhören getroffen, ich schreckte auch vor der Transkription und der Analyse dieses Treffens zurück. Beim Zuhören wie bei der Analyse fühlte ich mich zitterig, schwindlig, flau und den Tränen nahe. Tatsächlich traf mich meine reflexhafte Reaktion auf Michelles Erinnerung unerwartet, da sie von einem Erlebnis berichtete, das mir selbst und allen Frauen etliche Male in ähnlicher Form passiert(e). Die abrupte Willkür im fröhlichen Spiel angegriffen, entwürdigt und ausgeschlossen zu werden – ein Spiel, in dem sich Michelle stolz, stark und schnell fühlte – war der Auslöser für ihren Schockzustand. Sie beschrieb ihre plötzliche Schwächung damit »weiche Knie« gehabt zu haben und dass sie erst nach einer Weile wieder gehen konnte. Der Rivale im Spiel hatte dafür – ob bewusst oder unbewusst – eine höchst effektive Methode eingesetzt, nämlich Michelle rassistisch abzuwerten. Auch ohne das rassistuskritische Wissen, das Michelle sich heute durch ihr Studium angeeignet hatte, schien ihr Körper als Kind zu wissen, mit welchem aggressiven und hasserfüllten Angriff sie jäh konfrontiert worden war. Dass sich das Erlebnis so langanhaltend in Michelle verfestigen konnte und sofort abrufbar war, entstand aus dem doppelten Ausschluss, den Schock zu erleben und gleichzeitig zu wissen, diese Erfahrung mit niemanden teilen zu können. Michelle war sich schon im frühen Alter der »Gefahr« bewusst ihre Gefühle »zu Hause« abgesprochen zu bekommen, die nicht einfach in einem Kinderspiel entstanden waren, sondern aufgrund von Rassismus. Das bei nahezu allen Frauen zu identifizierende Muster, sich in der Kindheit niemanden mitteilen zu können und keine Bestätigung für die eigenen Erlebnisse als real und schmerzhaft zu erhalten, machte die Rassismuserfahrungen zu einer zutiefst einsamen Erfahrung. Eva fasste das Gefühl der Einsamkeit im Rückblick so zusammen:

»Als ich jünger war, hätte ich nicht gesagt, dass ich 'ne schwere Kindheit gehabt hätte, weil unter schwerer Kindheit stellt man sich vor-, sozialer Abstieg etc. [...] so war ja meine Kindheit nicht, wir hatten genug Geld und so, ich sage bewusst trotzdem: Ich bin verwaist [...] 'ne innerliche Verwaistung und seit ich klein bin das Gefühl, ich bin komplett alleine auf dieser Welt, es gibt niemanden, der mein Schicksal teilt-, der mir ähnlich ist [...] jeder von uns Halfies ist in gewisser Weise Einzelkämpfer« (Eva, Mär. 2021).

Eva fand starke Worte, um die Gefühle der Einsamkeit und Isolation seit ihrer Kindheit zu beschreiben. Ihr Ausdruck der innerlichen Verwaistung erfasst den beängstigenden, überwältigenden und zerstörerischen Charakter von »psychological isolation«, die die so Betroffenen von menschlicher Verbundenheit trennt und die Macht nimmt, an dieser Situation etwas zu ändern (Brown 2007, 29). Sich als Einzelkämpferin durch die Lebenswelten navigieren zu müssen, führte sich mit Eintritt in die weiterführende Schule und Pubertät fort.

### 6.3 In der weiterführenden Schule

#### »Ein Exot unter den Exoten« (Ji-won)

Während die Grundschulzeit z.T. noch geprägt davon war, über das *Othering* durch Mitschüler\*innen und Lehrer\*innen verwundert zu sein, normalisierten sich die MRP für die Frauen ab der weiterführenden Schule und beeinflussten zunehmend ihre Selbstwahrnehmung bzw. Selbst-Rassifizierung. Lokalität spielte dabei weiter eine entscheidende Rolle. Insbesondere Frauen, die in Großstädten aufwuchsen, waren häufiger mit weiteren nicht-weiß rassifizierten Schüler\*innen in die Grundschule gegangen als Frauen, die im ländlichen Bereich lebten. Den Frauen aus den Großstädten, die ein Gymnasium besuchten, fiel auf, dass ihre Klassenverbände plötzlich sehr viel weniger nicht-weiß rassifizierte Schüler\*innen aufwiesen. Unter diesen wenigen Mitschüler\*innen im Klassenverband fühlten sich viele Frauen »doppelt fremd« oder wie »ein Exot unter den Exoten«, wie Ji-won es ausdrückte. Die koreanische Herkunft wurde nämlich als besonders ungewöhnlich konstruiert. Selbst im Falle von weiteren multi-rassifizierten Klassenkamerad\*innen fanden sich Frauen aus *Dual-minority*-Familien meistens allein wieder, da beide Elternteile nicht-weiß deutsch waren<sup>7</sup>. Clara erzählte: »In meiner Klasse war es immer Thema, auch wenn viele andere mit verschiedenen Elternteilen da waren, bei mir war's immer besonders exotisch-, noch nie da gewesen, dass beide Eltern woanders herkommen«. Das Motiv der Einsamkeit blieb so bestehen. Auch Michelle gehörte nach dem Schulwechsel zu den wenigen nicht-weißen Schüler\*innen. Eine Gruppe gleichaltriger Jungen attackierte sie regelmäßig rassistisch. Während ihre zuletzt vorgestellte Erfahrung im Schulhort als eine ihrer prägendsten Erfahrungen galt, mit ihren Rassismuserfahrungen allein umgehen zu müssen, stand die folgende Erfahrung im starken Kontrast dazu:

7 Die besondere Sensationalisierung von Frauen aus *Dual-minority*-Familien setzte sich auch im Erwachsenenalter fort. Mona erzählte dazu: »Ach! Das ist ja 'ne interessante Mischung! Also diesen Satz habe ich glaube ich zehntausend-millionen Mal gehört [...] Es sind auch immer dieselben Worte (lacht) es ist total- (lacht) Ach! Ungarn und Korea! Ach! Das ist ja 'ne interessante Mischung! (lacht)« (Mona, Jul. 2021).

»Mein Zweitname ist So-young und (Pause) irgendwann kam ich in die Klasse [...] und zwei dieser Jungs sprangen mich an, bemalten mich mit Kreide und haben halt gesagt-, C-C-C So-young, hab das noch so'n bisschen im Ohr (lacht betreten) das war halt total erniedrigend (Pause) also, tat natürlich nicht weh (Pause) auf der Haut und auf dem Körper-, aber es tat natürlich innerlich weh und ich war mit Kreide bemalt und so gezeichnet und musste mich damit beschäftigen minutenlang das wieder abzuschütteln [...] hab auch mal versucht mich zu kloppen mit dem Kleinsten [...] aber er war auf jeden Fall stärker als ich« (Michelle, Sep. 2020).

Michelle erzählte hierauf, wie diese Angriffe ein plötzliches Ende fanden. Es sollte eine Erfahrung darstellen, die für sie bis heute unvergesslich blieb:

»Einmal mussten wir vorm Klassenzimmer warten, die ganze Klasse stand halt draußen und dann hat mir einer von den Jungs die Tasche geklaut, hat sie dem anderen zugeworfen, ich die ganze Zeit wie so'n Schweinchen in der Mitte hinterher (Pause) und dann hab ich angefangen zu weinen und bin weggelaufen [...] da kam mein Musiklehrer gerade vorbei [...] ich sollte ihm erzählen, was passiert ist (Pause) und-, boah, warum muss ich denn jetzt so-, also, ich erzähl die Geschichte voll gerne (Tränen in den Augen) ich weiß gar nicht, warum mir das gerade so nahegeht-, das ist total die positive Geschichte, also (Pause) (holt tief Luft) er hat sichtbar Wut bekommen, als ich ihm das erzählt hab, und hat mir dann auch gesagt, seine Frau ist Spanierin und er kennt das und er findet das geht gar nicht und er geht jetzt in die Klasse und dann kriegen die 'n blauen Brief usw. (Pause) der war so dermaßen auf meiner Seite, das habe ich noch nie erlebt von 'nem Erwachsenen! (Pause) Dann sind wir zum Klassenzimmer, dann hat er mich vor der Tür noch gefragt, ob ich mit reinkommen will-, also, ich weiß nicht, wo er diese pädagogischen Skills auch herhatte, das war 'n Gymnasial-Musiklehrer, ne? (lacht) Er hat mich dann gefragt, ob er meine Freundin rauschicken soll, das fand ich 'ne coole Idee, sie kam raus und dann is'er reingegangen und dann hörten wir so durch die Tür, wie er aaalle zur Sau gemacht hat und richtig losgebrüllt hat und dann is'er rausgegangen, ich konnte rein, die drei Jungs waren am Heulen, mit der Ankündigung, dass sie halt diesen Brief kriegen [...] das war-, ist eins der tollsten Erlebnisse und diesem Lehrer- (Pause) wünschte, ich könnte den wieder kontaktieren, weil das war 'en Meilenstein für mich!« (Michelle, Sep. 2020).

Zum ersten Mal den Glauben und die Unterstützung eines Erwachsenen zu erhalten (*»der war so dermaßen auf meiner Seite«*), stellte einen »Meilenstein« in Michelles Leben dar und affizierte sie bis heute stark. Andererseits blieb die Frage danach offen, was gewesen wäre, wenn der Lehrer über kein Wissen in Hinsicht auf Rassismus verfügt hätte, das er über seine Frau zu erhalten haben schien. Wieder wurde deutlich, inwieweit die Unversehrtheit im Schulkontext von Glück abhängig war, wenn Rassismuskritik in der Lehrkräfte-Ausbildung oder Strukturen in der Schule fehlten, die die Angriffe der Jungen unterbunden bzw. Michelle geschützt hätten. Michelles Erlebnis führte aber dazu, dass sie sich seitdem in ihrer Schule anti-rassistisch engagierte. Lange schaute sie beschämt auf ihr Engagement zurück, im Unterricht z. B. rassistische Beleidigungen als solche und als verletzend zu thematisieren. Sie hätte sich damit *»die Blöße«* gegeben und bereute es, sich verletzlich gezeigt zu haben. Heute mit Anfang 30 sagte sie aber: *»Zum Glück kann ich das heute freundlicher betrachten und sagen-, eigentlich voll cool, dass ich das so freimütig thematisiert*

*hab und nicht allen den Gefallen getan habe und mir selber-, alle bequem mit den Zuständen leben zu lassen*«. Bis zu Beginn der weiterführenden Schule mit ihren Gefühlen alleingelassen, hatte sich Michelle daran gewöhnt, diese nicht zu thematisieren. Durch die bestärkende Erfahrung mit dem Lehrer fand sie jedoch den Mut die rassifizierte *Gefühlsordnungen* im Schulkontext und bis heute in ihrem Beruf zu ›stören‹ und damit nicht alle »*bequem mit den Zuständen leben zu lassen*«.

Michelles Erfahrung verwies noch auf eine weitere Dimension wie rassifizierte Grenzziehungen ausgeübt wurden, nämlich über den Körper hinaus über ihren Zweitnamen. Auch Namen werden in Deutschland einer stetigen Rassifizierung unterzogen. Weitere Frauen mit einem zweiten oder ersten nicht-weiß deutsch kategorisierten Namen sammelten ähnliche Erfahrungen wie Michelle. Doch selbst wenn ›nur‹ ein weiß deutsch eingeordneter Name vergeben wurde, wie es bei den meisten Frauen der Fall war, wurde dies als Anstoß erregend aufgefasst. Jene Frauen affizierten ihre Umfeldler auf irritierende Weise, da diese ihre Namen und ihre Körper als miteinander widersprüchlich imaginierten. Dies war bei Melanies Lehrer der Fall:

»Das war in der Oberstufe, wir hatten 'nen neuen Geschichtslehrer [...] das war eigentlich 'n ziemlich toller Lehrer [...] promovierter Geschichtslehrer, bei dem ich, ehrlich gesagt, in dem Jahr das meiste gelernt hab [...] aber die erste Stunde war-, er zählte alle Namen auf, so, ja, Melanie Schäfer? Ich hab mich gemeldet und er hat gesagt: ›Oh! Ein interessantes Aussehen, aber ein Name aus der Vorstadt‹ (Pause) und dann war ich erstmal so-, Uff! (Pause) was mich dann auch bisschen in die Krise gestürzt hat, wo ich dachte, okay, dieses Thema, dass man immer gefragt wird, wo kommst du eigentlich her-, nee! Wo kommst du denn wirklich her, aber du siehst doch nicht deutsch aus [...] ich wurde auch eigentlich meine ganze Grundschulzeit gefragt, ob ich Deutsch spreche [...] aber das mit dem Lehrer, das hat mir irgendwie den Rest gegeben, weil der ja nicht nur mein interessantes Aussehen kommentieren musste, sondern auch noch bei meinem Namen-, also den deutschen Teil, der irgendwie aus der Vorstadt kam-, fand ich ziemlich stark« (Melanie, Jun. 2020).

Melanie begleitete die Erinnerung an die Multi-Rassifizierung ihres Körpers und ihres Namens in der Schule bis heute, die sie mehrfach bei unseren Treffen im verärgert-ungläubigen Tonfall wiedergab. Anhand der behaupteten Widersprüchlichkeit zwischen ihrem Namen und ihrem Körper, entschied sich der Lehrer dazu, Melanie vor der Klasse auf belustigt-herablassende Weise zu kategorisieren. Als (promovierter) Lehrer besaß er die Deutungsmacht und sah sich berechtigt dazu, Melanie zu sezieren und zu klassifizieren. Was sich für den Lehrer als natürlich ausgeübte – und für ihn unterhaltsame – multi-rassifizierende Praxis darstellte, war für Melanie der Auslöser für eine »*Krise*« (*das hat mir irgendwie den Rest gegeben*«).

Die Pubertät als Lebensphase grundlegender Veränderungen wirkte bereits spannungsreich auf meine Gesprächspartnerinnen als Jugendliche ein, die durch MRP zusätzlich beschwert wurde (vgl. Haritaworn 2012, 67). Als Jugendliche im Klassenverband als begehrenswert betrachtet werden zu wollen, romantische und/oder sexuelle Gefühle für Freund\*innen zu entwickeln und sich als weibliche Person im cis- und heteronormativen Schulumfeld verstärkt zurechtfinden zu müssen, sind übliche Thematiken der Pubertät, so auch bei meinen Gesprächspartnerinnen. Alle Frauen, die ihre Erinnerung

gen aus dieser Zeit mit mir teilten, berichteten von ähnlichen Erfahrungen, unabhängig von Alter, Generation oder ob sie in der DDR oder BRD aufgewachsen waren. Fast alle Frauen beschäftigte der plötzliche Wandel in der Fremdwahrnehmung ihrer Körper – so wie Hanni es ausdrückte – vom »hässlichen Entlein«<sup>8</sup>, zu Anfang der Pubertät, zur Sexotisierung, zum Ende der Pubertät. Nancy beschrieb den Beginn der Pubertät, die sie in den 1980er Jahren in der BRD erlebte, so:

»Im Teenie-Alter ist wichtig die Frage-, wie komme ich an? [...] Für Mädchen besonders übers Aussehen [...] und wenn du 'n Gesicht hast, das gar nicht in die Parameter reinpasst, von dem was jetzt schön ist [...] weil mit Barbie oder Claudia Schiffer konnte ich mich ja nicht vergleichen [...] ist ja gar nicht auf mein Gesicht anwendbar [...] wenn man so gemischt ist, vielleicht noch mehr-, dass man so sucht, gibt so wenig woran man sich orientieren kann im Außen (Pause) es fängt ja schon bei Schminktipp an, Schminktipp mit Schlupflidern funktioniert ja gar nicht (lacht)<sup>9</sup> [...] ich hätte lieber so deutsche Augen gehabt, mit großen Lidern und dann hab ich gedacht, wenn man solche Augen hat wie ich, kann man überhaupt schön sein?« (Nancy, Apr. 2021).

Nancy beschrieb klar, was es für sie bedeutet hatte, sich selbst in der patriarchalen Hierarchisierung weiblicher Körper einordnen zu müssen, dort aber keine »richtige« Position zu finden. Wie sich dies nach der Pubertät fortsetzte, beschrieb sie wie folgt:

»Schon von Anfang an das Gefühl zu haben, ich bin ja anders-, ich fall eh nicht in die Kategorie interessant oder so. Das macht ja auch ganz viel mit einem, so dass dann später dieses üüüber-interessant, jetzt finden dich auf einmal-, nach der Pubertät finden dich dann plötzlich alle super-schön und interessant, dass es dann auch too much irgendwie ist, du kannst ja gar nicht damit umgehen! Also, ich konnte damit gar nie umgehen, dass mich alle immer so schön fanden, also ich komm in 'nen Raum und alle glotzen mich an [...] wenn ich doch vorher völlig uninteressant war, wie kann es dann plötzlich sein?! Glaub, dieser Schock, damit bin ich als Teenie überhaupt nicht klargekommen [...] wenn dich dann alle so toll und schön finden, wie sollst du dann rausfinden, wer jetzt wirklich für dich passt, wer wär jetzt wirklich 'n potentieller Partner-, mit dem du dich auch verstehst und der halt auch tiefer gucken kann als die Oberfläche?!« (Nancy, Apr. 2021).

Viele Frauen beschäftigte Nancys letzte Äußerung, bevor sie eine Partnerschaft eingegangen bis heute (s. 8.1.). Bei Katja, die ihre Pubertät in den 1970er Jahren in der DDR er-

8 Sich angesichts patriarchaler und rassifizierter Schönheitsideale in Deutschland als »hässlich« zu empfinden war ein durchgängiges Muster bei fast allen Frauen. Alice erzählte: »Irgendwie habe ich mich immer, also-, das ist glaube ich, was ich so mit meiner mixed race-Identität habe, ich mich immer in so 'ner anderen Kategorie von den anderen Mädchen gesehen, weil ich war halt irgendwie weird-, merkwürdig, seltsam- (Pause) was krass ist, wenn ich jetzt so dran denke« (Alice, Dez. 2020).

9 Auch Sheila befand: »Als Teenie ging's darum, dass die Schminke irgendwie anders haftet und anders aussieht als bei anderen (lacht) dann habe ich mich über meine Schlupflider geärgert, definitiv«. Oder Alice erinnerte sich als Teenager daran: »Also-, Eyeliner war immer der Punkt [...] wenn ich mich geschminkt habe und eine Freundin sagte danach, Wow, du siehst voll asiatisch aus, dann wollte ich mich sofort abschminken« (Alice, Jan. 2021).

lebte, verlief dieser Wandel ähnlich, womit sie aber eher positive Gefühle verband. Sie beschrieb den Wandel so:

»Hä, wie siehst du aus? Oder: Kommst du aus China?? [...] Also, man war eben aus China, man hatte Schlitzaugen und Pappchinese<sup>10</sup>, ne, das sind so die Begriffe, die sie einem hinterhergerufen haben [...] [später] hat man das aber so bisschen auskostenet [...] Mit 16, 17, da war man schon was Besonderes, fiel man schon bisschen auf-, ich hatte auch so lange glatte Haare, so runter-, da war man schon 'n Blickfang, war dann schon schön« (Katja, Nov. 2020).

Ähnlich erging es Go-eun in den 2000er Jahren:

»Bis 12 Jahre war's einfach diese Andersartigkeit [...] man ist halt anders. Immer Chingchang-chong, diese ganzen Sprüche muss man hören oder du musst dich erklären [...] ab dem Alter, wo man sich auch dem Geschlecht bewusst wird [...] da hab ich mich auch gehasst [...] mochte auch so schöne blonde Haare haben [...] erst später, als die Sexualität hinzukam [...] irgendwas hat sich da geändert, dass die [Jungs] das exotische Asiatische plötzlich schön fanden. Und auf einmal (Pause) gehörte ich zu den beliebten Mädels [...] mir war nicht klar, woher das kommt, wie das passiert ist, ich hab's einfach begrüßt, fands total toll und hab's total genossen« (Go-eun, Mai 2021).

Go-eun betonte, dass sie die Phase zum Ende ihrer Pubertät einerseits sehr genossen hatte. Sie schlussfolgerte: »[Diese Phase] hat sehr viel für mein Selbstwertgefühl getan, sehr, sehr viel«. Andererseits schlussfolgerte sie, dass v.a. die rassistisch-sexistische Fetischisierung ihrerseits zur plötzlichen Aufmerksamkeit geführt haben musste. Die damit einhergegangenen Zweifel ließen sie bis heute auch in ihrer Ehe nicht in Ruhe. So war es ihr immer wieder ein Anliegen ihren Ehemann nach den Gründen zu fragen, warum er sie das erste Mal angesprochen hatte:

»Ich frag [meinen Mann] auch immer, war's dann auch das Exotische? [...] Und er so, nee, er fand mich einfach nur süß und nett-, das bestätigt mich dann auch immer wieder, ne, ich muss mir das aber auch immer wieder holen, also ich muss-, manchmal hab ich da auch immer noch Probleme und denk mir, das war jetzt einfach nur weil ich Asiatin bin« (Go-eun, Mai 2021).

10 Der Begriff »Pappchinese« referiert auf eine Zielscheibe, die eine rassistische Karikatur eines »chinesischen« Mannes darstellt, auf den – wie auf einen Pappaufsteller – geschossen wird. Die Darstellung war 1900 nach dem Kolonialkrieg in China (1900–1901) – heute nach wie vor unter der Bezeichnung »Boxeraufstand« bekannt – eingeführt worden (zum Begriff »Boxeraufstand« und zur historischen Einordnung vgl. Leutner/Mühlhahn 2007; Xiang 2003). Die Bezeichnung trat wieder auf, als 1958 eine DDR-Briefmarke mit einem NVA-Soldaten, anlässlich des 40-jährigen Jubiläums der Novemberrevolution, erschien. Die Briefmarke wurde als »missraten« bewertet (Schepert 2012), da das Gesicht des Soldaten als »chinesisch« rassifiziert wurde. Hinzukam, dass auf der Briefmarke ein weiterer Mann mit einem Gewehr im Hintergrund zu sehen ist, der auf den Hinterkopf des vorderen Soldaten zu zielen scheint, weshalb die Briefmarke kurz nach Veröffentlichung zurückgezogen wurde. Der Begriff blieb als Beleidigung bestehen.

Thea, die ihre Pubertät in den 1990er Jahren erlebte, zitiere ich zu diesem Thema abschließend:

»Wegen diesem Halb-Asiatischen wurde ich-, heute klingt's total blöd, aber-, ich wurde die ganze Schulzeit mehr oder weniger gehypt, also, nicht ich als Person so sehr, sondern- (Pause) die war ja bisschen anders, bisschen spannend (Pause) ich war nicht übermäßig beliebt, aber grad (Pause) was die Jungs anging-, da hieß es immer, da ist wieder jemand in Thea verknallt, ne? [...] Für die Zeit oder Schulzeit war das irgendwie 'ne ganz passende Mischung, es war irgendwie interessant, weil so bisschen anders, aber halt auch-, also, ich seh ja nicht so asiatisch-asiatisch aus, nur halt so etwas exotischer (Pause) dass ich da eigentlich auch-, muss ich zugeben, viele Vorteile auch rausgezogen habe [...] okay, Vorteil ist auch nicht das richtige Wort, aber-, ja« (Thea, Mai 2021).

Theas Erinnerung in der Schulzeit v.a. von Jungen »gehypt« zu werden ist in Hinsicht auf MRP aufschlussreich. Damit offenbarte sich, wie Thea sagte, dass es sich bei den »Komplimenten« nicht um sie »als Person« handelte. Vielmehr wurde ihr Körper im kleinstädtischen Schulkontext als »ganz passende Mischung« entworfen. In der rassifiziert-patriarchalen und heteronormativen Logik galt Thea hier als »etwas exotischer«, aber nicht »so asiatisch-asiatisch«, und damit als »spannend« für den männlich-heterosexuellen Blick<sup>11</sup>. In dieser Logik werden auch die positiven Bewertungen durch Katja (»schon schön«) oder Go-eun (»viel für mein Selbstwertgefühl getan«) verständlich.

Abschließend sind für die Lebensphase als Jugendliche die Konsequenzen zu nennen, die aus den »subtilen Erfahrungen des Ausgegrenzt-Seins oder Andersseins« entstanden, wie Elena die Vorgänge beschrieb, angestarrt, ausgefragt, seziert, bewertet und fetischisiert zu werden. Für viele Frauen führten diese Erfahrungen in den frühen Lebensphasen dazu, ihre koreanischen Bezüge abzulehnen bzw. körperlich, sprachlich, kulturell oder vom Eigennamen her ablegen zu wollen<sup>12</sup>. Die Versuche sich an die weißen Lebenswelten und Institutionen weitestgehend anzupassen, mussten allerdings ins Leere laufen, da

11 Die Künstlerin und Comic-Autorin Christine Mari Inzer komprimierte dieses Phänomen sofort greifbar in ihrem Debüt und Comic-Memoir »Kokoro«. Inzer beschäftigt sich darin mit ihren multi-rassifizierten Erfahrungen, als Frau mit japanischen und nicht-japanischen Elternteilen, in Japan. Im Comic zeichnet sie eine Szene, wie sie vor einem Spiegel steht und ihr Gesicht ernst und durchdringend anschaut. Im Spiegelbild steht drei Mal das Wort »Hafu« über ihr Gesicht geschrieben, während ihr eigenes Gesicht unbeschrieben bleibt. »Hafu« (Half, Hälfte) wird im Japanischen für multi-rassifizierte Menschen mit japanischen Elternteilen verwendet. Inzers Beschreibung dieser Selbstbetrachtung im Spiegel lautet: »And suddenly I realized it's not really me who's beautiful. Its Hafu.« (Inzer 2021). Inzer erfasste damit Theas Erfahrung in einer einfachen Formel. Von außen als »schön« wahrgenommen zu werden, mochte zunächst positiv erscheinen; gerade im Hinblick auf eine patriarchale Gesellschaft. Doch was genau wird als »schön« empfunden? Für Thea war klar, dass es sich nicht um sie als Person handelte, sondern um die »etwas exotischere« Multi-Rassifizierung ihrerseits, die damit auf rassifiziert-sexualisierte Weise »spannend« für die Jungen in der Schule war (vgl. Mysorekar 2016, 166f.).

12 Das aktive Streichen Koreas aus dem Leben wurde wortwörtlich bei Frauen ersichtlich, die sich dazu entschieden, ihren koreanischen Zweitnamen auf offiziellen Dokumenten, wie bei der Personalausweis-Beantragung, wegzulassen. Eine andere Gesprächspartnerin »strich« Korea aus ihrem Leben, indem sie als Kind ihre Antwort auf die Frage in einem Tagebuch nach ihrem Lieblingsland

die MRP von außen initiiert wurden und die Frauen darauf kaum Einfluss hatten<sup>13</sup>. Vielmehr waren die Frauen dazu veranlasst sich im Ringen und in der eigenen Infragestellung ihrer Gefühle zu verausgaben, wodurch keine Kraft blieb, um umgekehrt die hier dargestellten Erlebnisse und Übergriffe infrage zu stellen. Das somit lang gehegte Bedürfnis nicht aus der Masse stechen zu wollen, fand jedoch zum Ende der Pubertät eine neue Ausrichtung. Fast alle Gesprächspartnerinnen stellten sich die Frage, wie sie wieder oder zum ersten Mal »einen Bezug« zu Korea schaffen könnten<sup>14</sup>; ein Ausdruck den fast alle Frauen in der Forschung so verwendeten. Den wichtigsten Einfluss hin zu diesen Überlegungen übten ebenfalls MRP aus, die sie einerseits immer wieder nach Korea verorteten, sie diese Verortung aber nicht »authentisch« ausführen konnten, und andererseits auch in Überlegungen darin bestanden, inwiefern ihr Bedürfnis nach einem Bezug zu Korea für sie als nicht »richtigen« Koreanerinnen erlaubt sei. So sahen die Frauen einen Weg der (Wieder-)Annäherung an »den Bezug« zu Korea v.a. im koreanischen Spracherwerb oder darin koreanische Speisen zuzubereiten. Allerdings waren ihnen in der BRD wie in der DDR dafür verschiedene Grenzen gesetzt. Der Besuch eines Koreanisch-Unterrichts war meist Frauen in Großstädten vorbehalten. Auch für koreanische Gerichte waren Zutaten notwendig, die nicht überall erworben werden konnten. Und Reisen nach Korea waren für viele Familien aufgrund der Entfernung, Flugpreise oder politischen Situationen nicht oder nicht oft möglich. Jedoch wirkten die Olympischen Spiele 1988 in Seoul und die Fußball-Weltmeisterschaften, wenn Korea spielte, prägend für viele Gesprächspartnerinnen, da sich hierüber ein neuer Zugang zu Korea eröffnete. Mila erinnerte sich an ein Public Viewing-Event während einer Fußball-WM in Deutschland:

»Das war ein sehr positiver, sehr aufregender Tag (sehr glücklicher Tonfall), aber auch sehr spezifisch, als die Trommlergruppen kamen und du in so 'nem Eck mitstehst, wo sich die Familien zusammenfinden, das hat mich damals schon- (Pause) weil ich ja nicht mit meinen Eltern bewusst zu sowas hingegangen bin [...] man hat sich so'n bisschen herangeschlichen gefühlt (lacht) so uiuiui, misch ich mich jetzt mal mit drunter (lacht) zu so 'ner Gelegenheit halt, ne? [...] Weil sich das manchmal so angeeignet

---

mit Korea beantwortet hatte und wenige Schuljahre später durchstrich und mit einem anderen Land ersetzte.

- 13 Die Verweisung aus dem deutschen Zugehörigkeitskontext beschreibt Goel als »besonders gewaltvoll« (Goel 2020, 40); (was auch für Verweisungen aus koreanischen oder weiteren nationo-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexten gesagt werden kann). Trotz größter Anstrengungen und entsprechender »Zugehörigkeitsarbeit«, können diese »niemals ausreichen, um Zugehörigkeit herzustellen«. Goel schreibt dazu: »Auch wenn die [...] subtilen Rassismuserfahrungen die Existenz der Rassifizierten in der Regel nicht gefährden, führen sie doch zu einem prekären Status, der eine Verunsicherung, eine Bedrohung und die Möglichkeit von existenziellen Konsequenzen in sich trägt« (ebd., 41f.).
- 14 Silvia erzählte z.B., dass zu ihrem stärker gewordenen Bedürfnis zu Korea einen eigenen »Bezug« schaffen zu wollen, auch die historische Entwicklung Südkoreas nach der Demokratisierung 1987 eine wesentliche Rolle gespielt hatte. Die dadurch verstärkte Sichtbarwerdung Südkoreas in Deutschland als »interessantem« Reiseziel und als Ort, woher »Trends kamen«, war für sie u.a. ein bestärkender Faktor für die neue, zugewandte – statt ablehnende – Haltung zu Korea. Nicht nur in Silvias Umfeld, auch bei vielen anderen Frauen, war Korea davor als Land entweder nicht bekannt oder wurde nur mit herabwertenden Assoziationen in Verbindung gebracht.

anfühlt, ne, nicht- (Pause) so ursprünglich miterlebt oder auch von Mutter zu Tochter übertragen [...] da ist ja niemand, der so-, Ach! Mila! Hier stehen wir! Ne? Also, das fehlt halt und dann fühlt man sich- [...] vielleicht selber auch ertappt an« (Mila, Mär. 2021).

Mila schien trotz ihrer Bedenken einer sehr glücklichen Erinnerung nachzugehen. Ich fragte sie, was sie so glücklich gestimmt hatte, da das Gefühl bis heute stark in ihr nachzuwirken schien:

»Weil-, es waren alle willkommen (Pause) dieses Mal gab's keine Zweifel! Es war so eindeutig, du warst mit der Flagge-, im gleichen T-Shirt, da war kaum Luft oder Raum, das auch selber anzuzweifeln, ne? Ich bin ja nur halb-, das kam gar nicht auf, weil das in dem Moment wirklich egal war! (Pause) (lacht) Das sind diese einmaligen Situationen, wo's (Pause) mal keine Relevanz hatte, was super befreiend ist [...] sonst war's ja, dass man sich fast schon verteidigen muss, ich sprech die Sprache nicht so gut, ich kenn mich nicht ganz mit der Kultur aus-, man ist ja nicht automatisch Experte, auch der eigenen Kultur nicht, aber (Pause) wenn's auch noch so 'ne Art angeeignete ist, dass man noch stärker Verantwortung spürt, dann muss man's aber richtig machen [...] das eigene Kulturverständnis [...] wird von außen immer wieder-, ja, bewertet, betrachtet, und dass man dann fast schon in der Pflicht steht, jetzt muss ich mir da wirklich sicher sein (lacht)« (Mila, Mär. 2021).

Die Aufeinanderfolge bzw. Koexistenz zweifelnder und befreiender Gefühle in Milas Erlebnis an diesem für sie sehr aufregenden Tag, stellte eine besondere Erfahrung mit MRP in ihrem Leben dar. Mila hatte bis zum besagten Tag jahrelang MRP verinnerlicht, die sie als nicht ›richtig koreanisch‹ herstellten. Sie begann sich daher als »herangeschlichen« zu fühlen und sich zu hinterfragen, ob sie mit im gleichen »Eck« stehen und jubeln dürfe, wie die ›richtig koreanischen‹ Fans. Andererseits stellte sie fest, dass sie ihre koreanische Zugehörigkeit mit der koreanischen Flagge auf ihrer Wange gemalt und im Fan-T-Shirt, nicht mehr hätte zur Schau stellen können und es daher »keine Zweifel« mehr für sie geben musste. Befreit von diesem Druck zu sein, löste in ihr ein langanhaltendes Glücksgefühl aus, was noch Jahre später durch Tonfall und Mimik erkennbar wurde. Milas Erklärungen zum Ende offenbarten allerdings nochmals auf pointierte Weise den Druck die koreanische Zugehörigkeit »verteidigen« zu müssen, der ihren Alltag sonst beherrschte, da sie das zugeschriebene (koreanische) Anderssein nicht ›authentisch‹ aufführen konnte. Und auch wenn sich Mila insgesamt in ihrer Lebenswelt als Jugendliche mit Freund\*innen aus Schule und Verein wohlgefühlt hatte, sagte sie:

»Und doch sah man im Spiegel einfach anders aus oder wurde angesprochen-, von wegen-, Ach, was esst ihr denn zu Hause, ne [...] immer wieder so'n neugieriges, kulturelles Auseinandersetzen mit meiner Person [...] oder im Schulalltag-, geht's um Ostasien, wandert der Blick nochmal zu einem, so-, die kennt sich jetzt bestimmt damit besser aus [...] so unbedachte Kommentare, wo vermeintlich 'n Bezug da ist, der aber einfach nicht da ist« (Mila, Feb. 2021).

Ständig mit einer Verortung nach Korea konfrontiert zu werden, löste bei Nancy das Gefühl einer psychischen Notlage aus, weshalb sie »unbedingt mehr über Korean lernen« wollte:

»Es war Jahrzehnte dieses Gefühl – auch unausgesprochen, es ist ja nicht so, dass man sich das jeden Tag fragt – aber so im Hintergrund: Darf ich überhaupt hier sein? Ist das hier überhaupt mein Ort? [...] Ich muss vielleicht woanders suchen nach meinem Platz und ich möchte unbedingt mehr über Korea lernen-, war 'ne gewisse psychische Notlage« (Nancy, Apr. 2021).

Dieses Gefühl bestätigte auch Hanni im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend. Sie sagte: »*Ich glaube als Kind hat man das Gefühl, wenn man dauernd irgendwas zu sich gefragt wird und das eigentlich gar nicht beantworten kann, dann wird das was Schlimmes*«. Die »neugierige« Auseinandersetzung mit der Existenz der Frauen, wie Mila die MRP beschrieben hatte, wurde jedoch nicht nur im Familien- und Schulkontext vorgenommen, sondern v.a. auch über Blicke in der Öffentlichkeit, worauf nun der Fokus folgt.

## 6.4 Auf der Straße

»Wir waren halt echt wie so'n Fremdkörper« (Elena)

Die verschiedenen Arten und Weisen von Blicken »auf der Straße« bildeten ein äußerst breit besprochenes Thema in der Forschung. Meine Gesprächspartnerinnen berichteten von unzähligen Erfahrungen in der Öffentlichkeit angestarrt und begafft zu werden oder als Familie mit bestimmten Blicken »*gewürdigt*« zu werden, wie Lea formulierte. Lea verband ihre Aussage mit ihren Erfahrungen, wenn sie ihre jüngere Schwester – die Tochter ihres *weißen* deutschen Vaters und ihrer *weißen* Stiefmutter – vom Kindergarten abholte. Sie sagte dazu:

»Dass wir eigentlich mit Blicken so unglaublich viel zu tun haben, noch nicht mal mit direkt ausgesprochenen Wörtern, sondern eher mit Blicken (Pause) *gewürdigt* werden und da super viel drin steckt [...] gerade wenn ich mit meiner kleinen Schwester unterwegs bin, die strohblond, blauäugig-, ne [...] da ging es natürlich nicht anders als dass man sich- [...] ist die jetzt hier Au Pair-, obwohl mich das niemand gefragt hat [...] aber durch diese Blicke für mich selber auch keine andere Interpretation übrig blieb, ne? (Pause) Man ist irgendwie ständig in Erklärungsnot!« (Lea, Mär. 2021).

Dass in solchen Blicken, wie von Lea hier beschrieben, »*super viel drin steckt*«, bestätigten auch alle weiteren Frauen, die die Vielzahl an Blicken als komisch, skeptisch, herablassend, glasig, neugierig oder übergriffig beschrieben. Die rassifizierenden Blicke, die Lea und ihre Schwester nicht als Geschwister verorteten, sondern als Beziehung zwischen einer nicht-*weißen* Kinderbetreuerin und einem *weißen* Mädchen, brachte Lea in eine Art »*Erklärungsnot*«, der sie aber nicht aktiv zurück begegnen konnte, da es sich um Blicke handelte. Lea ließ sich zwar ihre Wahrnehmung der Blicke nicht absprechen, jedoch wurde auch hier deutlich, inwiefern Blicke Rasse-, Klasse- und Geschlechtszugehörigkeiten zuschrieben, gegen die sich wenig zur Wehr gesetzt werden konnte. So wurde die als besonders konstruierte Existenz der Frauen durch Blicke akut spürbar. Wie das sechste Kapitel zeigte, verwendeten meine Gesprächspartnerinnen verschiedene, aber ähnliche Ausdrücke, um diesen Status zu beschreiben: »*Aliens*«, »*Exot unter Exoten*«,

»Fremdkörper«. Elena sprach davon, sich wie die »Orchidee im Gemüsegarten« gefühlt und eine Neugier »im Sinne von übergreifig« auf sie und ihre Familie in ihrem Heimatdorf in den 1970er Jahren erlebt zu haben. Sie erzählte: »Es gab eine türkische Familie [im Dorf]. Ein Freund von mir war halb-ungarisch [...] und dann halt wir, weißte? Und da drum herum nur deutsche Bayern und wir waren halt echt wie so'n Fremdkörper [...] das war schon-, wir stachen da sehr heraus«. Die Sensationslust an den Körpern ihres Vaters, ihrer Geschwister und ihrer selbst, wurde folgendermaßen ausgelebt:

»Mein Vater erzählte, als wir zuerst in dieses Kaff gezogen waren, da kamen die Leute am Wochenende mit'm Auto vor unser Haus gefahren, weil sie mal den Koreaner sehen wollten (lacht). So! Als würden 'se zum Zoo fahren und irgendwelche unbekanntenen Tiere angucken [...] und wenn meine Mutter mit uns Kindern irgendwo war, ohne meinen Vater, dann wurde sie oft gefragt, ob sie die Kinder adoptiert hätte« (Elena, Mär. 2021).

Auch ohne konkrete Erinnerungen, wie sie Elenas Vater hier mit ihr geteilt hatte, stellten viele Frauen solche Vermutungen an. Dan-bi meinte mit Blick auf ihr Heimatdorf in den 80er Jahren:

»Meine Mutter war in dem kleinen Nest, wo wir gelebt haben, neben noch einer anderen Frau, die einzige Nicht-Weiße [...] es waren im Grunde die einzigen beiden Frauen, die (Pause) die unverschämtesten, offensivsten Blicke auf sich gezogen haben, wo dann klar war, die werden nicht als Individuen betrachtet« (Dan-bi, Mär. 2021).

Ähnliche Überlegungen teilte auch Kerstin. Sie versuchte nachzuvollziehen, wie es ihrer weißen deutschen Mutter in den 60er Jahren als Alleinerziehende ergangen sein musste:

»Dann 'nen Partner zu finden mit 'nem Kind, das eindeutig nicht deutsch aussieht-, war sehr schwer, ne? [...] Das Kind war ja eindeutig nicht von ihnen (lacht) war ja zu sehen [...] es war ganz klar, ich war ein anderes Kind. Das war eindeutig. Meine Mutter 'ne ganz Blonde und dann klein Kerstin neben ihr [...] das ist einfach 'n anderes Kind gewesen [...] jetzt hat man überall diese Mischehen oder wie die heißen, damals war das schwierig« (Kerstin, Nov. 2020).

Ji-soo teilte eine Erfahrung im Heimatdorf ihrer Mutter in Korea in den 90er Jahren mit mir:

»Ich weiß noch, wie wir mit meiner Oma spazieren waren und wir hatten was gegessen [...] und säämtliche Bekannte oder auch nicht-Bekanntene [...] haben aalle geguckt und gefragt: »Wer sind die Kinder?!« [...] 여뻬라 (yae-bbeora, wie hübsch), ohhh, sind die süß! (Pause) Wo man sich schon bisschen wie'n (Pause) Zootier gefühlt hat, ne? Gibt ja diese Zirkuslamas, die manchmal hier in der Innenstadt-, wo die manchmal versuchen Geld damit zu bekommen (lacht) so vom Eindruck, ne [...] und wir wollten nur essen, wir waren so-, was wollen die ganzen Erwachsenen von uns?! Und Oma und Mutter mussten dann auf alles Rede und Antwort stehen« (Ji-soo, Mai 2021).

Die Blicke, die die Frauen in verschiedenen Zeiten und Orten erlebten, reichten von abwertenden bis hin zu schaulustigen Blicken, die sie an die Betrachtung von Zoo- und Zirkustieren erinnerten. Sich in diesem Zustand stets in »Erklärungsnot« zu befinden, wie Lea formuliert hatte, wurde in allen Zeugnissen deutlich. Bei Ji-soo wurde diese Erklärung von Großmutter und Mutter erwartet. Ji-soo führte aus, dass ihre Mutter jedoch mit einem Gefühl von Stolz die Existenz ihrer Kinder erklärte. Die Freude darüber, die »*hübschen Töchter mal vorzuführen*« wie Ji-soo ausdrückte, entsprach demnach einem gänzlich anderen Gefühl bei der Mutter, als es bei Ji-soo der Fall war. Ähnliches wurde bei Tina ersichtlich, die sich von äußeren Blicken anders affiziert fühlte als ihr *weißer* Vater, was zunächst zu Selbstzweifeln bei ihr führte:

»Hab mir oft überlegt, ob's vielleicht 'ne Überinterpretation ist, aber ich würde schon behaupten, dass es unterschiedliche Arten gibt zu starren [...] ich weiß nicht, warum es mir an der Ostsee z.B. so präsent ist, weil (Pause) vielleicht (Pause) ich mich generell mit meinen Eltern im Vergleich zu den anderen dort so'n bisschen als Alien gefühlt habe (Pause) wenn man jetzt nur unter Deutsch-Deutschen da war, aber ich erinnere mich halt genau, dass mich das schon gestört hat, dass ich das auch unangenehm fand [...] meine Reaktion ist dann immer, so, was willst du jetzt von mir?! (lacht) Guck woanders hin! Also, dass mir das nicht irgendwie nahegeht. Und gleichzeitig hängt einem das so nach [...] so'n Unwohlsein, was irgendwie sich in der Erinnerung festbeißt« (Tina, Mär. 2021).

Während Tina in ihren Überlegungen damit rang, dass die Blicke einerseits für »*Unwohlsein*« bei ihr sorgten, dass ihr dies aber nicht naheging und gleichzeitig nachhing, verwiesen auf eine Unsicherheit, die u.a. daraus entstand, mit ihren unangenehmen Gefühlen allein zu sein. Denn von ihrem Vater erzählte sie:

»Für [meinen Vater] ist das auch oft, wenn ich erzähle, die haben gestarrt auf Usedom oder ich will jetzt nicht jedes Wochenende nach Brandenburg fahren (Pause) um dort 'nen Ausflug zu machen (Pause) das kann er nicht verstehen [...] wo er dann sagt, ja-aa, aber lass dich doch davon nicht (Pause) einschränken [...] also, dass er diese Blicke vielleicht nicht wahrnimmt« (Tina, Mär. 2021).

Tinas Schilderungen verwiesen darauf, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen gleicher Situationen und Kontexte innerhalb einer Familie durch MRP verlaufen konnten und auf die Distanz, die MRP zwischen Familienmitgliedern dadurch kreierte.

In den Berichten über Blicke wurde noch ein weiteres typisches Merkmal von MRP ersichtlich, nämlich dass die Frauen nicht ihren Familien als Kinder zugeordnet wurden<sup>15</sup>. In diesem Zusammenhang stellte insbesondere die Sexotisierung ein wiederkehrendes und immer wieder einschneidendes Erlebnis für nahezu alle Gesprächspartnerinnen mit *weißem* Vater dar, wozu Nadja sagte: »*Ich denke am schlimmsten find ich das wirklich für die Freundin meines Vaters gehalten zu werden*«. Als Nadja eine dieser Erfahrungen mit

15 Dies fand sich z.B. auch in einer kürzlichen Erfahrung Dinahs wieder, als sie mit ihrer koreanischen Mutter ein koreanisches Restaurant besuchte. Dinah begrüßte die Bedienung auf Koreanisch, worauf sie gleich erstaunt befragt wurde, warum sie denn Koreanisch sprechen würde.

mir teilte, schwankte sie in der emotionalen Bewertung zwischen »das war ganz furchtbar«, »okay, war nicht so schlimm« und »doch, eigentlich war es richtig schlimm, da war ich echt so, oh, Scheiße!«. Nadja nannte dafür ein Erlebnis als sie »17 oder 16« war und mit ihrem Vater eine Führung in einem Museum besuchte, bei der sie vor der gesamten Besuchsgruppe ihrem Vater als Partnerin zugeordnet worden war. Tina wiederum befand sich in einem noch jüngeren Alter, als sie mit ihrem Vater seinen alten Heimatort besuchte und eine ähnliche Situation widerfuhr:

»Da war ich 15 oder so [...] ein entfernter Cousin, den ich nicht kannte (Pause) den mein Vater aber kannte, die haben sich wiedererkannt und dann war so-, Ach! Lang nicht gesehen (Pause) und: »Das ist Ihre Frau?« Fragezeichen!!! Und das war ich! Das 15-jährige Mädchen neben meinem Vater! Wo ich mir dachte- (Pause) Nein???!!!! (Pause) Und schon das so interpretiert habe, wenn ich jetzt nicht von ihm asiatisch gelesen geworden wäre, sondern normal weiß, dann hätte er diese Frage sicherlich nicht gestellt (Pause) nach dem Motto, junge asiatische Frau aus dem Katalog und ich da so perplex war, dass ich darauf gar nicht reagieren konnte [...] also-, wenn ich mit meinem Vater alleine unterwegs war, dass es da schon so interessierte Blicke manchmal gab (Pause) als man in das Pubertätsalter kam [...] es ist auch interessant, dass man das in diesem Alter nicht genau zuordnen und formulieren kann, aber trotzdem das schon auch irgendwie versteht, was da in den Köpfen der anderen Leute vorgeht (Pause) und gerade fand ich-, was mir so hängen bleibt, dass man in der Situation nicht sagen kann, ähhh, tzzz, nein?!!! Ich bin die Tochter, ich bin 35 Jahre jünger?! (Pause) Einfach konfrontativ drauf zu reagieren, dass es nicht möglich war für mich in der Situation und dass das eigentlich noch viel (schüttelt sich mit angeekeltm Ausdruck) so'n, so'n (Pause) komischeres Gefühl dann ausgelöst hat« (Tina, Mär. 2021).

Tina erzählte weiter, wie sich die Situation für ihren Vater dargestellt hatte:

»Ich meine mich zu erinnern, dass mein Vater darauf nicht reagiert hat in der Situation (Pause) im Nachhinein hab ich ihn darauf angesprochen, dass der komische Typ das gesagt hat und er war eher-, er hat das anscheinend nicht mitgekriegt oder nicht so direkt verstanden wie ich« (Tina, Mär. 2021).

Tina sprach in ihrem Zeugnis viele Themen an, die hier im Feld von Affekt, Rasse und Sexotisierung zusammenkamen. Dass bei Anblick der 15-jährigen Tina und ihrem 50-jährigen Vater, ein Eheverhältnis bzw. der Geist der »Katalogbraut« heraufbeschworen wurden, lösten bei Tina sofortig Wut, Ekel und Ablehnung aus, auch wenn sie diese Emotionen damals »nicht genau zuordnen« konnte. In der Situation aber nichts erwidern zu können, bildete die nächste belastende Dimension, wofür sie körpersprachlich eindeutig Ekel bekundete, aber verbal nur mit »komischeres Gefühl« auszudrücken vermochte. Jedoch war Tinas Erlebnis damit nicht beendet. Von ihrem Vater erfuhr sie weder in der Situation noch danach eine Bestätigung des so Erlebten bzw. dass ihre Gefühle legitim seien. Dass Mitmenschen oder wichtige Bezugspersonen in den Lebenswelten der Frauen Rassismus und Sexismus »nicht mitgekriegt oder nicht so direkt verstanden« hatten wie sie, war ein weit verbreitetes Muster in allen Lebensgeschichten. Für Ji-soo gehörte diese Erfahrung so sehr zum Alltag, dass sie, sobald sie mit ihrem Vater allein unterwegs war, be-

ginne »*ganz laut Papaaa! Ganz deutlich!*« zu schreien, wodurch sie beabsichtigte, jegliche sexistisierenden Assoziationen sofort zu unterbinden. Weiter sagte sie:

»Mein Vater war da aber ganz entspannt, der fand das lustig. Da gab's z.B. so 'ne Situation mit meiner Schwester [...] die war 15 oder so, die waren auf 'ner Kirmes und (Pause) da haben die sich was zu essen geholt und [...] dann meinte der Verkäufer: ›Möchte Ihre Frau auch Soße dazu?‹ oder sowas (Pause) und mein Vater guckte nur so und meinte: ›Das ist nicht meine Frau, das ist meine Tochter‹ (Pause) und der so: ›Ahhhajajaja, heutzutage weiß man das ja nicht so‹, hat der Verkäufer halt so reagiert. Mein Vater hat gelacht (Pause) ich weiß ehrlich gesagt nicht, wie meine Schwester reagiert hat, muss ich sie nochmal fragen [...] aber mein Vater war nur so, haaa, das war doch total lustig, toll, dass die dachten, das wär seine Frau! (Pause) Ich find das gar nicht lustig! Ich find das total diskriminierend und komplett Schubladendenken, hätte ihm auch gerne mal erklärt, dass so 'ne Vorannahme eigentlich- (Pause) schon bisschen anstößig ist« (Ji-soo, Jun. 2021).

Als ich Ji-soo fragte, was sie getan hätte, wenn sie in der Situation gewesen wäre, atmete sie zunächst heftig und wütend aus und begann mit den Worten »*Also, ich hätte auf jeden Fall-*«, die sie aber hiernach abbrach. Sie drückte an dieser Stelle aus, wie schwer es ihr fiel, eine mögliche Reaktion auszuformulieren. Ihre Wut schien hinter den Überlegungen schon im Keim verhindert worden zu sein, wie sie am effektivsten, angemessensten und für alle anwesenden Personen mitdenkend, reagieren könnte. Sie beschrieb sich als eine Person, die immer versuchen würde »*andere Menschen aufzuklären oder was beizubringen*«. Weiter überlegte sie:

»Wenn ich cool drauf gewesen wäre, hätte ich Scherze drüber gerissen [...] die Situation (Pause) zwar nicht anzuschärfen-, obwohl es mir manchmal sehr schwerfällt, weil manchmal habe ich das Gefühl, ich forciere das doch sehr stark dieses Thema und meine Verletztheit macht ja auch mein Gegenüber sehr nervös (Pause) und bringt den dazu sehr schnell in 'ne Verteidigungssituation zu kommen oder aggressiv zu werden [...] da so'n Mittelweg finden, find ich sehr schwierig [...] ich hätte aber wahrscheinlich meinen Vater zur Rede gestellt, ey, du hast hier einfach drüber gelacht, aber findest du das nicht irgendwie doof-, findest du das nicht komisch, dass die Leute meinen, dass wir ein Paar sind oder dass sie dir unterstellen- [...] also für ihn 'ne Sensibilität dafür zu holen [...] weiter würde ich mir denken, [der Verkäufer] der ist eh so'n Heini, wo ich meiiiin Bild über diesen Menschen habe und denke, pfff, der ist halt absolut Schubladendenker, dann hätt ich's halt auch gelassen, was mich ja dann eigentlich keinen Deut besser macht« (Ji-soo, Jun. 2021).

Ji-soos abrupter Wechsel von heftiger Wut zu ruhigen Überlegungen, wie sie für alle Beteiligten am geeignetsten reagieren könnte, demonstrierte ihr Wissen um *Gefühlsordnungen* in Alltagsbegegnungen in Deutschland. Die Gefühle ihres Gegenübers in einer *weißen Gefühlsordnung* antizipierend, war Ji-soo dazu gezwungen abzuwägen und ihre Gefühle zurückzustellen, um die Situation »*nicht anzuschärfen*«. Ihre Wut und Verletztheit fühlen zu dürfen, war im Forschungsraum kurzzeitig möglich, jedoch hatte die Wut keinen Platz in den Räumen, in der sie entfacht worden war. Zum Schluss nannte Ji-soo ei-

ne Umgangsstrategie, die viele Frauen anwandten, und zwar sich von ihrem Gegenüber meist auf klassistische Weise abzugrenzen. In Ji-soos Fall versprach die Abwertung der sozialen Herkunft des Verkäufers (»Heini«, »Schubladendenker«), zunächst aus der Situation herausgehen und mit dem Erlebten abschließen zu können. Sich damit aber selbst als »keinen Deut besser« als der Verkäufer zu betrachten, ließ Ji-soo unwohl fühlen.

Schließlich konnten die rassifizierenden Blicke für die Frauen und ihre Familien akut gefährlich werden. Von Neo-Nazis angegangen zu werden, wenn sie allein mit den koreanischen Elternteilen unterwegs waren, bildeten absolut einschneidende Erlebnisse. Hanni erzählte mir aus ihrer Kindheit, wie sie und ihre Schwester auf ihren Nachhausewegen immer ein Spiel spielten, indem sie sich auf dem Weg hinter Autos versteckten und so von Auto zu Auto bis nach Hause liefen, »um nicht gesehen zu werden«. Das Spiel erleichterte es mit ihren Ängsten umzugehen, erzählte Hanni, da ihre Schwester drastische rassistische Angriffe in der Öffentlichkeit erlebt hatte. Weitere Erfahrungen argwöhnisch bis feindselig betrachtet zu werden, verband Ji-won mit ihren nicht-weißen Schulfreundinnen, wenn ihnen im Kaufhaus von Verkäufer\*innen nachgegangen wurde. Die hier vorgestellten Erfahrungen gehörten zum Alltag der Frauen in ihrer Kindheit und Jugend, die bereits an sich sehr verletzliche Lebensphasen darstellten. Diese mit ihren Bezugspersonen nicht thematisieren zu können, verstärkte sowohl das Gaslighting, die Isolation und die »innerliche Verwahrlosung« (Eva) als auch das Ringen mit ihren Gefühlen.

## 6.5 Zusammenfassung

Das Fundament, auf dem die MRP der Frauen aufbauten (Kap. 5), wurde durch die Kontexte in Kindheit und Jugend, wie in den Familien, in Bildungsinstitutionen und in der Öffentlichkeit weiter gefestigt, was den affektiven Umgang mit MRP und schließlich die *multi-rassifizierten Affekte* weiter ausformte. Wie in den vorgestellten Fällen deutlich wurde, bedeutete das, sich meist allein mit den »komischen« Erfahrungen auseinanderzusetzen. Michelles Erlebnis mit ihrem Musiklehrer unterstrich allerdings, was die äußere Anerkennung ihrer Gefühle und Unterstützung (hier aus rassifiziert-privilegierter Position) für ihre Lebensgeschichte bedeutet hatten. Durch den Glauben des Lehrers konnte sich das politische Potential in Michelles Gefühlen entfalten, sodass sie die rassifizierte *Gefühlsordnung* an ihrer Schule immer wieder kritisierte. Michelles »Meilenstein« stellte jedoch eine der wenigen – von Glück abhängenden – Einzelfälle dar. In den meisten Fällen wurde die Entstellung der Sinne und Gefühle in der Kindheit und Jugend durch nahestehende Personen wie Eltern, Verwandte, Erzieher\*innen oder Freund\*innen vorgenommen. Dies wirft wichtige Fragen zum Umgang mit Rassismus in diesen Vertrauenskontexten auf: Wer ist sensibilisiert für Rassismus? Wem wird geglaubt? Wessen Gefühle sind legitim? Wessen Gefühle können als »übertrieben« gewertet und damit nicht ernst genommen werden? Michelle fasste diese Fragen mit Blick auf ihre Eltern heute so zusammen:

»Ich glaube schon, dass ich-, ohne das Wort Rassismus zu kennen oder das zumindest so zu kennen, dass ich das auf eigene Erfahrungen beziehen würde, dass ich meinen

Eltern schon erzählt habe, die haben mich geärgert, weil ich anders aussehe [...] die Bereitschaft (Pause) das ernst zu nehmen, das hat dann wieder was mit dem Erziehungsstil zu tun [...] sie dachten vielleicht auch, wenn man das wegschweigt, dann geht's auch von alleine weg [...] auf jeden Fall (Pause) meine Mutter weiß ganz genau was Rassismus ist, weil sie's erlebt (Pause) aber sie kann es nicht-, oder (Pause) sie hat natürlich 'nen anderen Umgang damit, das nicht in ein theoretisches Konzept zu fassen, sondern irgendwie damit klar zu kommen [...] mit der Polizei hat meine Mutter z.B. auch schon blöde Erfahrungen gemacht [...] und halt andauernd-, in irgend'nen Laden gehen, mit den Kindern Schuhe kaufen (Pause) ignoriert werden [...] da war auch mein Vater nicht vorbereitet und da gab's keine (Pause) Thematisierung und vielleicht hängt das damit zusammen, dass (Pause) auch unsere Erfahrungen im Grunde nicht thematisiert werden konnten, also, wir hatten weder 'en Vorbild [...] das über solche Erfahrungen gesprochen hat, haben aber vielleicht unbewusst mitbekommen, diese Erfahrungen werden gemacht und dann wird darüber geschwiegen« (Michelle, Apr. 2021).

Michelle verwies auf den wichtigen Punkt sich in den frühen Lebensphasen nur am Verhalten ihrer Eltern orientieren zu können, wie diese mit Rassismus umgingen; (da die koreanischen Elternteile oft auch die einzigen nicht-*weißen* engen erwachsenen Bezugspersonen während Kindheit und Jugend darstellten). Es gab weder für die Eltern noch für Michelle Zugänge etwa zu Bildung, die die ›diffusen‹ Erfahrungen zumindest hätten einordnen können bzw. hätten mitteilen können, dass Wut oder Angst berechtigt waren. Die daraus entstandenen Zweifel begleiteten Michelle trotz ihrer aktuellen Auseinandersetzung mit rassismuskritischen Inhalten bis heute:

»Verunsichernd find ich halt wirklich-, was diese Selbstsicherheit mancher Menschen- (Pause) ihre subjektive Sichtweise als universell zu präsentieren, wo ich dann immer denke (Pause) ist da was dran? [...] Und mit Verwandtschaft is'es nochmal schwieriger [...] als Kind glaubt man das natürlich-, als Jugendliche auch [...] Diese Rassismus-, Rassifizierungserfahrung (Pause) die haben so- (Pause) was durcheinander gebracht-, in meinem Denken und emotionalen Zustand [...] hab ganz lange nicht zugelassen mich so einzuordnen oder mein Denken und Fühlen« (Michelle, Dez. 2020).

Die Grundlage dafür, sich selbst und den eigenen Gefühlen hinsichtlich MRP vertrauen zu können oder wie Michelle es weiter ausdrückte, »*selber auch zu wissen, das ist valide*«, war in keinem Lebensbereich gegeben. Als Kind und Jugendliche allein Strategien für den Selbstschutz finden zu müssen, offenbarte den Mangel an diesbezüglichen Strukturen in allen Lebensbereichen. In der Familie, Schule oder Nachbarschaft wie ein Alien begutachtet, vorgeführt oder angefasst zu werden und den eigenen Schmerz aberkannt zu bekommen, verletzte und beschämte die Frauen nachhaltig. Sie verfügten zudem über keine Definitionsmacht über ihre rassifizierte Zugehörigkeiten, was eine stete Hypervigilanz auslöste. Dies resultierte bei einigen Frauen darin, sich selbst im Spiegel nur noch auf multi-rassifizierte Weise wahrnehmen zu können, eine Schwellenangst zu entwickeln oder sich möglichst an die *weiße* Umwelt anzupassen, indem sie z.B. jegliche Bezüge zu Korea ablegten; (nur um wieder dafür beschämt zu werden, keine oder nicht ›richtige‹ Bezüge zu Korea ›vorweisen‹ zu können). Korea spielte damit schließlich eine äußerst ambivalente Rolle in den Leben der Frauen. Die Thematisierung Koreas entstand

selten über eine kulturelle Wertschätzung, wie z.B. durch das Feiern von Bräuchen, über Sprache oder Musik, sondern über Rassismus. Für viele Frauen war der Grund immer wieder als *anders* wahrgenommen zu werden demnach ›Korea‹, wodurch die Ablehnung Koreas und Anpassung an die *weiße* Dominanzgesellschaft – samt ihrer *Gefühlsordnungen* als ihrem grundlegendem Fundament – begreifbar wird.

Dem Zitat im Titel dieses Kapitels von Mehta folgend, war es v.a. der Rassismus von nahestehenden Menschen, der nachhaltig schmerzte. Die in diesem Kontext erlebten und häufig impliziten Rassismuserfahrungen verwandelten die Frauen schließlich zu Komplizinnen an ihren eigenen (und auch anderen) Ausschlüssen, wie im weiteren Lebensverlauf als Erwachsene deutlich wird.